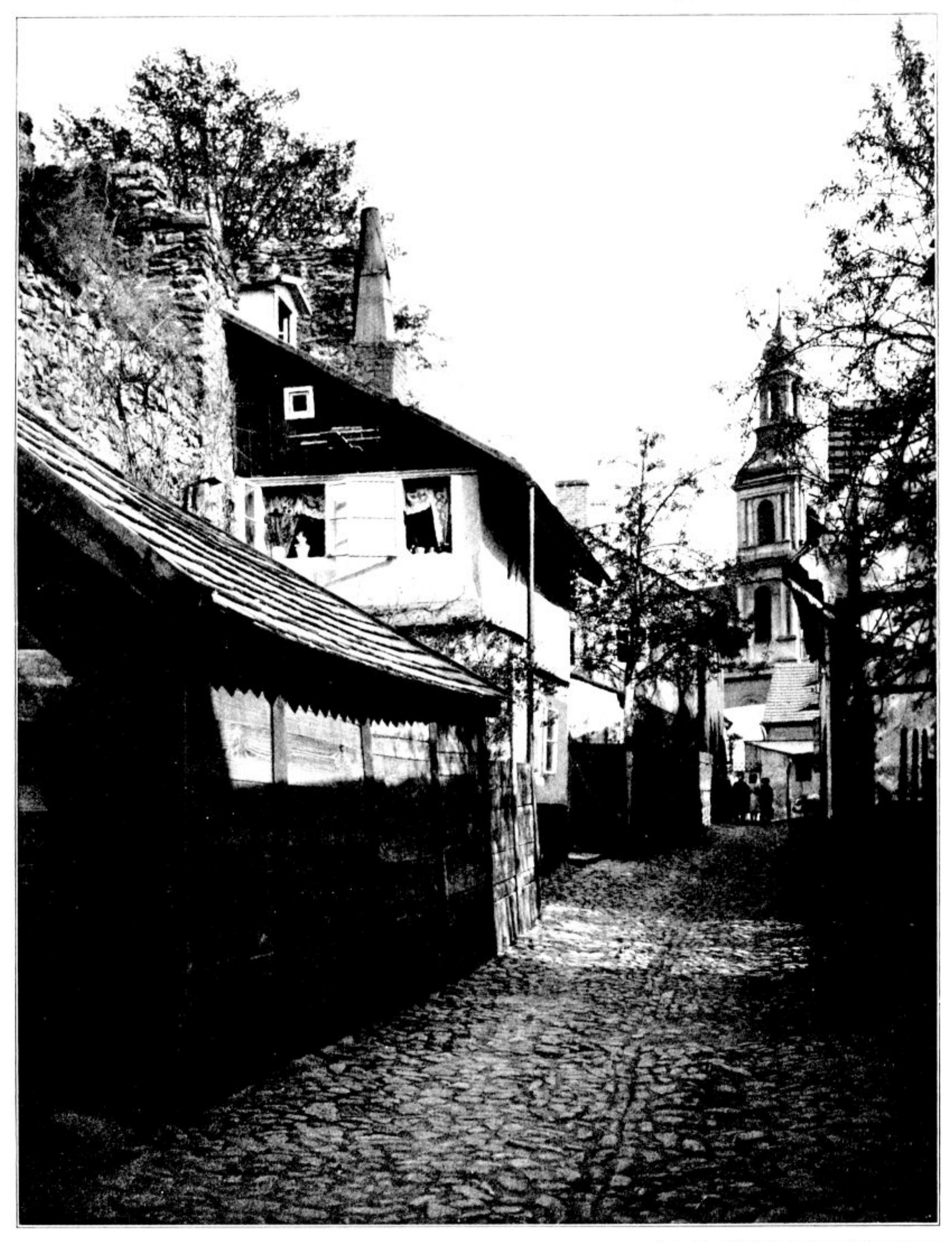


phot. A. Josef Schmidt in Reichenbach

Aus dem alten Reichenbach
Blick auf die evangelische Pfarrkirche



6. Jahrgang Nr. 8 15. Januar 1913

phot. Gebr. Haeckel in Berlin

Fütterung der Brutputen in der Fasanerie des Herzogs Ernst Günther in Primkenau



Das erste Taubstummenheim in Liegnitz

Aus großer Zeit

Die Verlegung des Königlichen Hofes nach Breslau (25. Januar 1813). „Sr. Majestät der König haben beschlossen, Allerhöchst ihre Residenz auf einige Zeit nach Breslau zu verlegen. Der Jubel der Schlesier darüber hat sich auf dem Wege, den Se. Majestät genommen, besonders zu Breslau am Tage der Ankunft, dem 25. Januar, laut und wahrhaft ausgesprochen." So vermelden die „Schlesischen Provinzialblätter" vom Januar 1813. — Ja, der Jubel der Schlesier war groß! Denn diese am 22. Januar beschlossene Verlegung der Residenz brachte ihnen nicht nur den geliebten Monarchen und sein Haus: sie bedeutete mehr. Sie war eine Verheißung! Und jeder deutete sie: „Wir sind die Auserwählten! In unserer Mitte wird es sich vorbereiten, worauf ganz Europa wartet!" Die Ahnung von der großen historischen Bedeutung, welche das Aufschlagen dieses fast bürgerlich einfachen Hofhaltes in Breslaus Mauern hatte, ging durch alle Schichten der Bevölkerung. Gegen Mittag des 25. Januar sollte der König mit dem Prinzen Wilhelm, der Prinzessin Charlotte und den jüngeren Kindern eintreffen. Eine Menschenmenge wogte ihm schon auf der Landstraße entgegen bis zum Gasthause „Zum Bären", an der Spitze die Schüler des Magdaleneums, auch der fünfzehnjährige Carl von Holtei. In der Stadt warteten das schlichte Königliche Palais, früher vielfach nur das „Königliche Haus" genannt, und das schöne, von Karl Gotthold Langhans erbaute Regierungsgebäude auf der Albrechtsstraße des Hofes. Die Begrüßung durch die Spitzen der Zivil- und Militärbehörden fand im Palais statt. Draußen aber drängte sich die Bevölkerung unaufhörlich. Abends um acht Uhr brachte das gesamte Militär unter Führung des General-Feldmarschalls von Kalckreuth dem Könige bei Fackelschein „eine Abendmusik". Und wieder klang in das abwechselnde Spiel der Regimentskapellen der Jubel des Volkes, während oben im Schlosse General-Feldmarschall von Kalckreuth den königlichen Dank entgegennahm, nicht nur an das Militär, sondern auch an die Einwohner Breslaus. Die Stadt aber veranstaltete zu Ehren des Tages eine großartige „Abendbeleuchtung" und empfing noch einmal durch den Oberbürgermeister von Kospoth den Dank des Königs. Und dieser muß alle Hingabe und alle Hoffnung, für welche jene äußeren, herkömmlichen Huldigungen nur ein schwacher Ausdruck waren, wohl empfunden haben. Denn immer wieder versichert der sonst so Zurückhaltende seine „innige Freude", seine „tiefe Rührung". An demselben Abend kamen auch der Kronprinz und Hardenberg an. Andere, deren Namen bald genug aufleuchten sollten, folgten. Mit dem Hofe war pflichtgemäß auch die unglücklichste Persönlichkeit gekommen, die es für die nächsten Wochen in Breslau gab: der französische Gesandte, St. Marsan. Er wird der Einzige gewesen sein, der den 25. Januar nicht gesegnet hat. H.

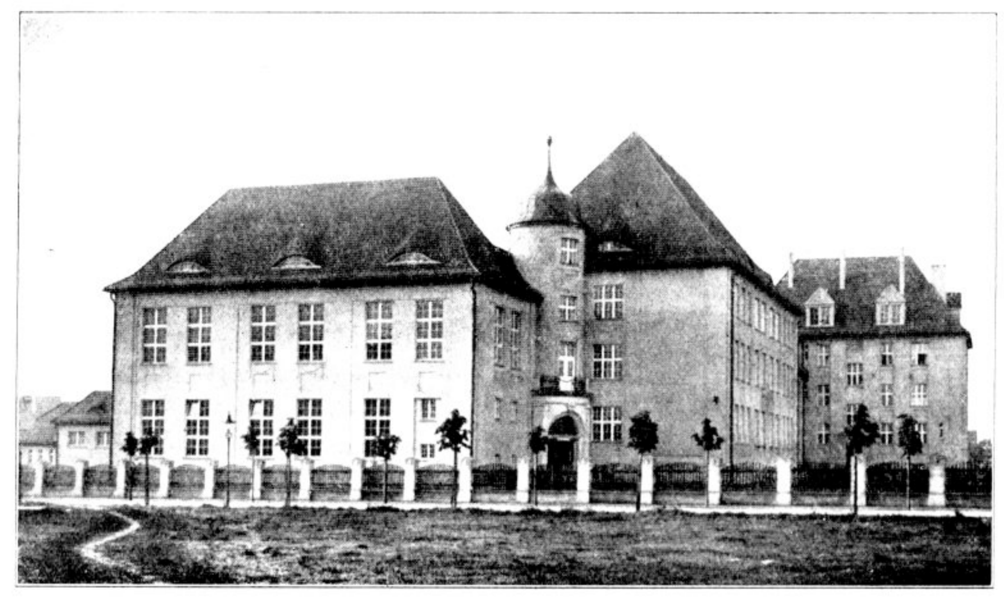
Einweihungen

Unter reger Teilnahme der Spitzen sämtlicher Behörden fand am 15. Dezember in Glogau die feierliche Einweihung des Museums für Altertümer statt, das in den Räumen des ehemaligen evangelischen Gymnasiums errichtet worden ist. Dank den Bemühungen des Bürgermeisters Jahn und des Verkehrs- und Gewerbevereins ist es möglich geworden, in vier großen Zimmern rund 600, zum Teil wertvolle Altertümer aus Stadt und Kreis Glogau und von ehemaligen Glogauer Bürgern auszustellen.

Bauten

Das erste schlesische Taubstummenheim in Liegnitz. Vor wenigen Wochen ist in Liegnitz das erste schlesische Taubstummenheim eröffnet worden. Seine Begründung bildet den Schlußstein in der Fürsorgetätigkeit für die Aermsten der Armen, die Gehörlosen. Bis vor wenig Jahren noch sind viele Taubstumme ohne jegliche Schulbildung aufgewachsen. Das am 1. April vorigen Jahres in Kraft getretene Schulzwangsgesetz wird dafür sorgen, daß nun auch der letzte Taubstumme aus dem Schatten des Lebens zum Lichte geistiger Bildung geführt werde.

Aber mit ihrer Entlassung aus der Schule darf die Fürsorge für die Taubstummen nicht aufhören. Daher sind in allen Teilen Deutschlands Vereine zur Fürsorge für versorgungsbedürftige erwachsene Taubstumme begründet worden. Von den drei schlesischen Fürsorgevereinen für die Bezirke Breslau, Liegnitz und Ratibor hat sich der in Liegnitz besonders rasch und glücklich entwickelt. Um sein Arbeitsfeld übersehen zu können, hat er mit Hilfe des Oberpräsidenten Erhebungen über die



phot. Heege in Schweidnitz

Das Königliche Lehrerseminar in Schweidnitz

wirtschaftlichen Verhältnisse der in noch schulpflichtigem Alter stehenden Taubstummen angestellt, die zahlenmäßig ergeben haben, daß ein Teil der Taubstummen, aus den ärmsten Verhältnissen stammend, nicht in der Lage ist, einen eigenen Hausstand zu gründen. Es arbeiten diese Aermsten, bis ihnen das Alter die Hacke und die Nadel aus der Hand nimmt. Arm gewesen und arm geblieben, bei Verwandten herumgestoßen, oder im Spital, im Armen- oder Siechenhause enden sie, niemand verstehend und von niemand verstanden, ihre Tage. Es ist überraschend, wie sehr sich die Taubstummen dann, wenn sie ihre Arbeitskraft schwinden fühlen, nach einem Zusammenleben mit Leidensgenossen sehnen. Die Armen- und Siechenhäuser scheuen sie wie eine Verbannung.

Es gibt ferner unter den Taubstummen eine verhältnismäßig große Zahl geistiger Krüppel. Die Krankheit, die das Gehör ertötete, hat in vielen Fällen auch den Sitz des Verstandes getroffen. Diese Krüppel bedürfen der Anstaltspflege wie die Blinden. In den Krüppelheimen und Siechenhäusern, wo sie zur Zeit untergebracht sind, finden sie nicht die rechte Versorgung. Für sie bedarf es eines eigenen Taubstummenheims, wo sie, aus seelischer Einzelhaft gerissen, mit einander in ihrer Sprache redend, die letzten Jahre ihres Lebens sorgenlos zubringen können.

Rascher, als man es je gedacht hat, ist dieses hohe Ziel von dem „Verein zur Fürsorge für hilfsbedürftige Taubstumme in Liegnitz" erreicht worden. Das Baugrundstück im Werte von 20 000 Mark hat die Stadtgemeinde Liegnitz kostenlos überlassen. Der größte Teil der Bausumme ist durch private Wohltätigkeit aufgebracht worden.

„Offene Hand
In Stadt und Land
Und Aufwärtsschauen
Halfen beim Bauen",

wie ein Wandspruch in einem der Korridore verkündet. Der zweckmäßige Bau, ein Werk des Stadtbaurats Oehlmann in Liegnitz, ist mit einem Kostenaufwande von 120 000 Mark

„Der Stadt zur Zier,
Der Liebe zum Ruhm,
Taubstummen-Alten
Zum Eigentum"

ausgeführt worden. Taubstumme aus allen Teilen Schlesiens ohne Unterschied der Konfession sollen hier ihren Abendfrieden finden.

Bis jetzt sind mit je 10 000 Mark fünf Freistellen begründet worden. Gegen regelmäßige Pensionszahlungen oder eine einmalige Abfindungssumme wird Taubstummen ebenfalls Aufnahme gewährt werden. Soweit die Mittel des Vereins es gestatten, sollen Teilfreistellen eingerichtet werden. Den Charakter einer Wohltätigkeitsanstalt soll das Heim immer behalten.

Das hübsch gegliederte Bauwerk erhebt sich im Westen der Stadt und ist von gärtnerischen Anlagen umgeben. Ein Säulengang führt zu dem Haupteingange. Der samt Diele und Küche im Erdgeschoß liegende Speisesaal ist als Festsaal gedacht. Da sich Taubstumme nicht an Tönen erfreuen können, sollen sich ihre Augen an Farben weiden. Anders als ein Blindenheim muß ein Taubstummenheim ausfallen. Die Deckenmalereien mit ihrer reichen Symbolik sind Arbeiten junger, einheimischer Künstler. Ein alter Freund der Taubstummen hat die Wände mit geeigneten religiösen Bildern geschmückt. Mattes Licht fällt durch ein buntes Fenster auf die breiten Treppen. Durch diese Glasmalerei — ein Geschenk eines Liegnitzer Bürgers — hat ein Breslauer Künstler den ewig sprudelnden Quell der Liebe symbolisch dargestellt. Im ersten Stockwerk liegen die Dienstwohnung des Leiters und Zimmer für männliche Pfleglinge. Sie sind nach Spendern und Förderern des Heimes benannt. Im zweiten Stockwerk sind die Zimmer für Pensionäre und die weiblichen Pfleglinge untergebracht. Sie tragen die Namen der Ortsgruppen der Fürsorgevereine Niederschlesiens. Das dritte Stockwerk enthält die Schlafsäle für eine Frauen- und eine Männerabteilung. Im Keller befinden sich Werkstätten.

Zunächst können 56 Pfleglinge aufgenommen werden. Die gesamte Anlage ist jedoch so beschaffen, daß jederzeit eine Vergrößerung erfolgen kann. Bräuer

Der Neubau des evangelischen Lehrerseminars in Schweidnitz. Am 2. November erfolgte die feierliche Einweihung des neuen evangelischen Lehrerseminars in Schweidnitz. Die Begründung der Anstalt erfolgte im Jahre 1907 mit dem untersten Kursus. Er wurde vorläufig mietsweise im Kesselstift untergebracht. Im selben Jahre fand aber bereits die Frage eines Neubaues für das Seminar ihre Erledigung. Die Stadtgemeinde Schweidnitz hatte sich verpflichtet, einen Bauplatz hypothekenfrei und lastenfrei zur Verfügung zu stellen und ersah hierzu das Eckgrundstück der Kesselstiftung im Winkel



Das alte Friedrichs-Gymnasium in Breslau
(jetzt Königliches Konsistorium, Wallstraße 9a)

der Waldenburger- und der Studtstraße in einer Größe von 1,7 Hektar aus. Die Entwurfsarbeiten wurden vom hiesigen königlichen Hochbauamt aufgestellt. Die örtliche Bauleitung führte Regierungsbaumeister Schäfer, durch dessen umsichtige und sachkundige Leitung das großzügige Projekt bald Gestaltung erhielt. Ende August 1910 wurde mit den Bauarbeiten begonnen und bis zum Eintritt des Winters gedieh das Werk bereits bis zur Sockelhöhe. Im Sommer 1911 erfolgte das Richten der Dachstühle, darauf sofort der innere Ausbau. Die Uebergabe an die Seminarverwaltung geschah bestimmungsgemäß am 1. Oktober vorigen Jahres, nachdem das Wohngebäude bereits am 27. August übergeben worden war.

Was das Aeußere des stattlichen Neubaues anbelangt, so sind jede Schein-Architektur und überflüssiges Beiwerk ferngehalten worden. Lediglich das Hauptportal hat eine reichere Ausbildung in Sandstein erhalten, die sich übrigens auf die Sockelverblendung beschränken mußte.

Der Bau besteht aus drei Gebäudeteilen, die mit einander verbunden sind. Das Wohngebäude enthält die Wohnung für den Direktor, den Oberlehrer, den Leiter der Uebungsschule und den Pedell, das Klassengebäude im Erdgeschoß die sechsklassige Uebungsschule, im ersten Obergeschoß drei Seminarklassen und eine einklassige Uebungsschule sowie ein Bibliothekzimmer, Lehrmittelräume, sowie ein Lehrer- und Konferenzzimmer, im zweiten Obergeschoß den Zeichensaal, den Physiksaal nebst physikalischem und chemischem Kabinett, Lehrmittelräume und den Arbeitssaal für die Seminaristen, das Turnhallengebäude im Erdgeschoß die Turnhalle mit Geräteräumen und Garderoben, im Obergeschoß Aula und Musiksaal, in einem Zwischengeschoß die Musik-Uebungszimmer und den Musik-Lehrmittelraum. Längs der Studtstraße ist der Seminar-Uebungsgarten und vor dem Klassengebäude ein Vorgarten angelegt. An das Dienstwohngebäude grenzen die Gärten des Direktors, des Oberlehrers, des Leiters der Uebungsschule und des Schuldieners. Hinter dem Klassen- und dem Wohngebäude, von dem Turnhallengebäude und dem Gelände des Kesselstifts begrenzt, zieht sich ein großer Turn- und Spielplatz hin.

Jubiläen

Jahrhundertfeier des Friedrichs-Gymnasiums in Breslau. Gegen Ende vorigen Jahres, am 12. November, beging das Friedrichs-Gymnasium in Breslau das Fest seines hundertjährigen Bestehens. Die Jubelanstalt besteht eigentlich weit länger. Sie wurde bereits am 24. Januar 1765 eröffnet, galt aber anfangs nur als „Realschule der evangelisch-reformierten Gemeinde". Im Jahre 1776 verlieh ihr der große König den Ehrennamen Schola Fridericiana. Zu gleicher Zeit erhielten ihre drei ersten Lehrer den Titel und Charakter eines Professors. Die Umwandlung der Anstalt in ein Gymnasium steht in inniger Beziehung zu dem großen Völkerfrühling von 1813. Freiherr von Stein hatte in seiner Verordnung vom 24. November 1808 den Grundsatz aufgestellt, daß alle Kräfte der Nation, also auch die Jugend, in Anspruch zu nehmen seien. Fichte hatte 1807 und 1808 in seinen „Reden an die deutsche Nation" immer wieder die Forderung der Nationalerziehung aufgestellt, und Schleiermacher, ein Sohn unserer Stadt, dessen Büste uns am Fuße der Liebichshöhe grüßt, hatte die Lehre verkündet, die Pädagogik sei der Politik koordiniert. Wilhelm von Humboldt, der 1809 nach Steins Verabschiedung die Sektion für die öffentlichen Schulen übernahm, bildete zur Mithilfe bei der Neuordnung der Unterrichtsverhältnisse die drei „Wissenschaftlichen Deputationen" in Berlin, Königsberg und Breslau. Durch inneres Wachstum des Staates sollte sein Gebietsverlust ausgeglichen werden. Humboldts Ideal war von jeher das humanistische Gymnasium gewesen. In der Zeit des politischen Niedergangs dünkte ihm die Einrichtung solcher Schulen geradezu als ein Akt der Notwendigkeit. Gerade jetzt mußten der Jugend die Völker nahe gebracht werden, die sich von der Idee der Schönheit leiten ließen, bei denen geistige und körperliche Bildung Hand in Hand gingen, bei denen der Einzelne innigen Anteil an den Geschäften der Allgemeinheit nahm, und die daher der äußersten Aufopferung für das Wohl des Ganzen fähig waren. Die Grundlage für den zunächst zu regelnden Gymnasialunterricht bildete der von Bernhardi, dem Direktor des Friedrich Werderschen Gymnasiums,



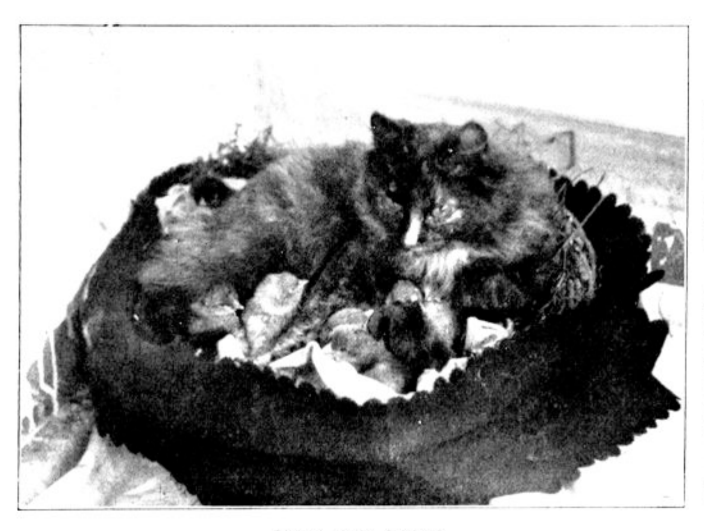
Das jetzige Friedrichs-Gymnasium in Breslau

September 1810 in Berlin geschaffene Entwurf. Aber erst am 12. Oktober 1812, nachdem allerhand Erwägungen angestellt worden waren, trat die Instruktion, die die Neuordnung regelte, in Kraft. Wenige Wochen später, am 23. November, wurde der Schola Fridericiana von der „Geistlichen und Schulen-Deputation der Königlichen Breslauischen Regierung von Schlesien" der vom Ministerium schon am 12. desselben Monats gegebene Erlaß übermittelt, nach welchem, „da nach einer Verordnung des Königlichen Departements für Kultus und öffentlichen Unterricht im Hohen Ministerium des Innern alle gelehrten Schulanstalten künftig Gymnasien benannt werden sollen, von nun auch die Friedrichsschule den Titel Königliches Friedrichs-Gymnasium zu führen" berechtigt sei. Die Anstalt stand damals (seit 1805) unter ihrem dritten Direktor, dem Oberkonsistorialrat Wunster, der die Friedrichsschule als erster Abiturient verlassen hatte und seit 1772 an ihr wirkte. Ende 1812 erfolgte auch insofern eine Modernisierung, als eine seit 1768 mit der Schule verbundene Pensionsanstalt aufgehoben wurde. Im Jahre 1815 wurde Wunster im Direktorat durch seinen bisherigen Mitarbeiter Adalbert Kayßler abgelöst, der 1821 starb und sich große Verdienste um den Ausbau der Anstalt erworben hat. Unter ihm erreichte die Schülerzahl, die 1805 zwar 115 betragen hatte, aber später bis auf 85 gesunken war, 1818 mit 248 ihren Höchststand. Unter dem folgenden Leiter Karl Kannegießer (1822 bis 1843) wurden (1840) der Schule parallele Realklassen angegliedert, die 1856 unter seinem Nachfolger Wimmer (1843 bis 1863) wieder in Wegfall kamen. In die Amtszeit des achten Direktors, Volz (1893 bis 1899), erfolgte 1896 die Uebersiedlung der Anstalt aus den jetzt das Königliche Konsistorium bergenden, unzulänglichen Baulichkeiten Wallstraße 9a (Bild auf Seite 204) nach dem Matthiasstraße 117 belegenen schmucken Neubau (Bild Seite 205). Seit 1900 steht die Anstalt unter dem jetzigen Leiter, Direktor Dr. Feit. Eine seit 1896 bestehende, nach dem Frankfurter Lehrplan unterrichtete Abteilung gelangt demnächst zur Auflösung. Trotzdem ist bei der regen, im Norden Breslaus herrschenden Bautätigkeit ein weiteres Wachstum der Jubelanstalt bestimmt zu erwarten.

Unter den zahlreichen Lehrern des Friedrichs-Gymnasiums seien an dieser Stelle namentlich zwei hervorgehoben, Dr. Colmar Grünhagen, der von 1852 bis 1862 an ihm wirkte, im letztgenannten Jahre die Leitung des Provinzialarchivs übernahm und überaus bedeutsam für die Erforschung unserer Provinzialgeschichte wurde, und Dr. Karl Aug. Hermann Markgraf, der nach vierzehnjähriger Tätigkeit an der Anstalt im Juni 1876 als Bibliothekar und Archivar in den Dienst der Stadt Breslau trat, um deren Geschichtsforschung er sich äußerst verdient machte.

Das Jubiläum selbst wurde in feierlicher Weise am 11. und 12. November durch einen Festakt, ein Schauturnen und einen Kommers begangen. Ehemalige Schüler überreichten eine Ehrengabe im Betrage von 3000 Mark.

Die aus Anlaß der Jubelfeier im Verlage von F. Hirt in Breslau erschienene, vornehm ausgestattete Festschrift (2,50 Mark) bietet außer den im ersten Teile enthaltenen Schulnachrichten, die wir unserem vorstehenden Bericht zugrunde gelegt haben, im Anhange vier wertvolle wissenschaftliche Abhandlungen: „Die Hummerei" von Direktor, Professor Dr. Feit, „Die Sprichwörtersammlung des Gregor von Cypern" (Professor Dr. Geisler), „Lateinisches aqua in französischen Ortsnamen" (Professor Dr. Gröbler) und „Der Präzisionsglobus" von Professor Dr. Vogt. A.



Katze und Küken

Feldbau

Schlesiens Ernte im Jahre 1912. Nach den endgültigen Feststellungen der Vertrauensmänner der schlesischen Landwirtschaftskammer liegen nunmehr die Ernteergebnisse für 1912 vor. Danach hat die Provinz Schlesien im vorigen Jahre eine vortreffliche Ernte gehabt. Unter den zwölf Provinzen steht es mit seiner Ernte an Winterweizen und Hafer an erster Stelle, mit Gerste, Zuckerrüben, Klee und Kartoffeln an zweiter, mit Roggen, worin diesmal Posen und Brandenburg die Führung haben, an dritter. Trotzdem bedeutet für Schlesien die Winterroggenernte mit über einer Million Tonnen einen Rekord. Das gleiche gilt für die Kartoffelernte, die fast fünf Millionen Tonnen erreichte. Hier war auch die Erkrankungsziffer, 3,5 Prozent, eine geringe; denn Ostpreußen z. B. hatte sogar 5,4 Prozent Erkrankung. Im einzelnen waren die Erntemengen in Tonnen zu 20 Zentnern:

Winterweizen	440 169	Tonnen
Winterroggen	1 070 929	„
Gerste	339 963	„
Hafer	820 541	„
Kartoffeln	4 900 000	„
Zuckerrüben	2 470 000	„
Klee	665 661	„
Wiesenheu	1 318 056	„

Bemerkenswert war der umfangreiche Anbau von Zuckerrüben. Bisher hatte hier die Provinz Sachsen, dies alte klassische Rübenland, die Führung. Entwickelt sich aber Schlesien weiter wie bisher, so ist es nicht ausgeschlossen, daß Sachsen einmal überholt wird. Außerordentlich groß war auch die Grünfutterernte. Riesige Mengen Kartoffeln wurden in einzelnen Kreisen geerntet, so in Oppeln (Land) 176 000 Tonnen, Rybnik 155 000 Tonnen, Oels 147 000 Tonnen.

Qualitativ ist die Ernte stark vom Boden abhängig. Es ist bezeichnend, daß nach dem Ertrage pro Hektar bei Zuckerrüben Schlesien mit 30 828 Tonnen an zweiter Stelle hinter Rheinland steht und selbst Sachsen noch übertrifft. Das bestätigt die vorhin geäußerte Ansicht, daß Schlesiens Zuckerrübenbau eine sehr große Zukunft hat. Auch betreffs des Futterrübenbaus steht Schlesien in vierter Reihe mit 43 186 Tonnen pro Hektar; hier sind allerdings Brandenburg mit über 48 000 Tonnen und Schleswig-Holstein mit über 46 000 Tonnen schwer erreichbar. Am schlechtesten schneidet nach dem Hektarertrag Schlesien in der Ernte von Wiesenheu ab. Es erreicht mit 3750 Tonnen pro Hektar lange nicht den Staatsdurchschnitt von 4348 Tonnen.

Statistisches

Die Nationalität der schlesischen Ausländer. Die bei der letzten Volkszählung 1910 in Schlesien gezählten 105611 Ausländer (Europäer) waren überwiegend (89910, darunter 34688 weibliche) Oesterreicher. Das nächstgroße Kontingent stellte Rußland mit 9506, demnächst die Schweiz (1995), Italien (1558), Ungarn mit Kroatien (1381) und Großbritannien (467). 100 bis 200 hatten die Staaten Frankreich (198), Niederlande (150), Skandinavien (122) und Dänemark (112) gesandt. Daneben sind noch bemerkenswert 90 Rumänen und Serben, 37 Türken und 12 Griechen. — Aus Amerika stammten 352, darunter 290 aus den Vereinsstaaten und 56 aus Südamerika. Asien war durch 7 Chinesen, 7 Japaner, 1 Perser und 1 Siamesen vertreten. Zusammen waren es 105 980 Reichsausländer; nur die Rheinprovinz hatte noch mehr: 205 056.

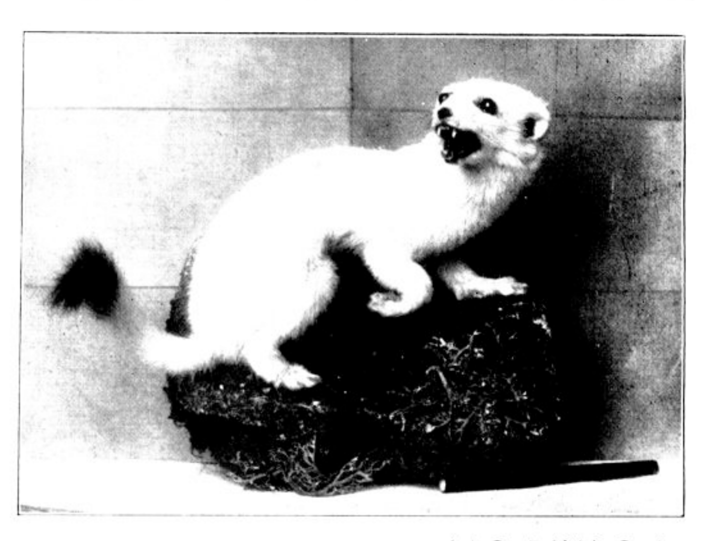
Schlesier als Marinesoldaten. 1200 Marine-Rekruten stellte unsere Heimatsprovinz Schlesien von den 5000 Marine-Rekruten, die im Oktober vorigen Jahres in Kiel auf die einzelnen Schiffe verteilt wurden.

Aus der Sammelmappe

Hans von Schweinichen, der Schlesische Chronist. In dem Schauspiel E. v. Wolzogens „Eine fürstliche Maulschelle!“, das vor kurzem in Breslau das Licht der Lampen erblickte, ist die Person des originellen schlesischen Chronisten zum erstenmale dramatisch verwertet worden. Das Stück ist für Schlesien als kulturhistorisches Bild interessant. An Wolzogens populäre Bearbeitung der Schriften Hans v. Schweinichens reicht es jedoch an Bedeutung nicht heran. Den Schlesiern aber einmal, wenigstens vorübergehend, vor Augen geführt zu werden, das hat der wackere Chronist wahrlich verdient! Was ihn vor allen anderen Chronisten seiner Zeit auszeichnet und den hohen Wert seiner literarischen Hinterlassenschaft in kulturgeschichtlicher Beziehung ausmacht, ist seine Naivität und Unabhängigkeit. Urwüchsig offenherzig, schreibt er niemandem zuliebe und niemandem zuleide. Hans von Schweinichen, der herzogliche Rat aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, ist ein treuer Diener seiner Herren, der Herzöge Heinrich und Friedrich von Liegnitz, von denen besonders ersterer an Abenteuerlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt; aber immer übt Hans v. Schweinichen seine gesunde Kritik. Zahllose kleine Episoden zeigen das bis zur Komik. So z. B. die Geschichte der zweiten Verlobung Herzog Friedrichs IV. Derselbe ist über den Tod seiner ersten Gemahlin untröstlich und weiß daher nichts besseres zu tun, als schleunigst auf die Freite zu ziehen. Nicht etwa, daß Schweinichen daran etwas zu mäkeln fände; denn nach dem Ableben seiner ersten Frau, der „Schellendorfin“, die im Schauspiel auftritt, geht er hin und tut desgleichen. Aber er reitet mit Herzog Friedrich und anderen Rittern gen Wohlau zu der „fürstlichen Wittib“ Anna, geb. Prinzessin von Württemberg, mit der sich der Herzog verlobte. Und nun wollen die Ritter, Schweinichen an der Spitze, in Anbetracht der chronischen Geldnot die zarte Angelegenheit billig abmachen, und da sie gerade alle hübsch beisammen sind, soll das Paar auch sogleich Hochzeit halten. Indessen — „es ist von der Braut nicht zu erlangen.“ Schweinichen verhehlt seinen Verdruß über diese Verteuerung nicht, um so weniger, da er ahnt, daß ihm die Aufgabe zufallen wird, eine große Hochzeit auszurichten „ohne Geld“. Es kommt auch so. Und es wird trotzdem nichts gespart, wie die gewissenhaften Aufzeichnungen beweisen. Er muß nicht nur schriftstellerisch begabt, sondern auch ein Finanzgenie gewesen

sein, der gute Rat. Weiß er doch immer Geld aufzutreiben und stirbt schließlich selbst als recht wohlhabender Mann. Bei diesem mitten im Leben stehenden, praktischen Menschen gibt es wirklich nur eins, was zuweilen einen gelinden Zweifel an der Richtigkeit seiner Auffassung erwecken könnte. Das sind die unendlichen, gewissenhaft immer wieder gebuchten, „guten Räusche". Aber auch sie möchte man nicht missen. Sind sie doch ein humoristisches Moment in diesen urwüchsigen Darstellungen, die verhältnismäßig wenig erschöpft sind und kulturgeschichtlich immer wertvoller für Schlesien werden. H.

Aus Schlesiens Tierwelt



phot. Dr. Kuhfal in Dresden

Hermelin in der Adolfbaude

Das Hermelin im Riesengebirge. Das vielgerühmte sibirische Pelztier kommt in vereinzelten Stücken auch im Riesengebirge und zwar an den Schneegruben und an einigen anderen steilen, zerklüfteten Felsrändern vor. Selten genug wird das scheue Tierchen, das im Sommer durch seine bräunliche und im Winter durch die schneeweiße Schutzfarbe sich kaum vom Boden abhebt, selbst dem Kenner sichtbar. Das auf dieser Seite abgebildete Stück, das sich vor etwa fünf Jahren anscheinend in schwerkrankem Zustande in einem Keller der Schneegrubenbaude vorfand und dort die verworrensten Sprünge und Drehbewegungen ohne Scheu ausführte, ist dort schließlich aus Mitleid erschlagen worden und ziert heute in ausgestopftem Zustande den Gastraum der neuen Adolfbaude. Im übrigen wird sich hoffentlich weder das Forstpersonal, noch das wandernde Publikum an den wenigen Vertretern der seltenen Tiergattung vergreifen, zumal die Riesengebirgsnatur ja ohnehin im Vergleich mit ihrer sonstigen Urwüchsigkeit und ihrem Pflanzenreichtum eine erschreckende Armut an Tieren aufweist. Dr. Kuhfahl

Sumpfschildkröten in Schlesien. Gelegentlich des Fischzuges am Rittergut Wersingawe bei Stroppen, Kreis Trebnitz, fing der Fischgroßhändler Albert Weisflog aus Trachenberg eine Sumpfschildkröte von etwa vier Pfund Gewicht; das Tier wurde nach erfolgter Abfischung wieder in den Teich gesetzt. Vor zwei Jahren fing man vier Exemplare der Sumpfschildkröte in Konradswaldau bei Stroppen, die in den Teichen belassen wurden, jedoch bei einer vorjährigen Abfischung nicht wieder zum Vorschein kamen. Die Sumpfschildkröte gehört der Familie der Flußschildkröten an und kommt in jetziger Zeit nur noch vereinzelt im östlichen Deutschland vor. W.

Katze und Küken. Ein seltenes liebevolles Einverständnis zwischen Katze und Küken zeigt unser Bild auf S. 206. Eines Morgens fand „Minette" ihren gewohnten Ruheplatz durch eben ausgeschlüpfte Küken besetzt, die man des schlechten Wetters wegen noch ein paar Tage recht schonend und sorglich behandeln mußte. „Minette", in gänzlicher Verkennung ihrer Katzennatur, schob ein paar der jungen Hühner zart beiseite und legte sich daneben, die Pfoten schützend über das junge Volk breitend, das sich anscheinend bei seiner mütterlichen Freundin recht wohl fühlt.

Sport

Von den gegen Ende des vergangenen Jahres abgehaltenen Pferderennen sind besonders die in Glogau hervorzuheben; sie brachten interessanten Sport. Am ersten Tage, Sonntag, dem 20. Oktober, siegten in den Rennen, denen auch der Herzog und die Herzogin Ernst Günther zu Schleswig-Holstein beiwohnten, Leutnant von Gladiß auf „Lies Lott" im Jagdrennen der 9. Kavalleriebrigade, Leutnant Freiherr von Buddenbrock auf „Gernegroß" im Manöverjagdrennen, Leutnant von Egan-Krieger auf „Joch" im Halbblutjagdrennen, Leutnant Allnoch auf „Föhn" im Herzog Ernst Günther-Jagdrennen, Oberleutnant Breithaupt auf „Erich" im Jagdrennen der 9. Feldartilleriebrigade, Leutnant von Egan-Krieger auf „May" im Unionklubjagdrennen. Am zweiten Renntage, Sonntag, dem 27. Oktober, gewannen Leutnant Graf Saurma auf „Sous le Gui" das Prinz Rudolf zur Lippe-Jagdrennen, Oberleutnant Beyse auf „Erich" das General von Eben-Jagdrennen, Leutnant Bock auf „May" den Preis der Stadt Glogau, Leutnant von Haines auf „Modemops" das Trostrennen. Hubertusfeiern fanden in Breslau, Schweidnitz, Neisse, Glogau usw. statt. Bei der Hubertusfeier des Breslauer Jagdreitervereins, die am 4. November von Wasserjentsch aus begann und auf dem Pferderennplatz in Breslau-Süd endete, siegte in der eigentlichen Hubertusjagd Rittmeister Freiherr von Richthofen auf „Wellenberg", das Hubertusjagdrennen gewann Freiherr von Richthofen (Boguslawitz) auf „Russelsage", die Springkonkurrenz Leutnant Graf Saurma auf „Vicky". Bei der Hubertusfeier des Jagdreitervereins der 22. Infanteriebrigade, die am 16. November auf dem Gandauer Exerzierplatz ihren Anfang nahm, siegte Leutnant Vorwerk in der eigentlichen Hubertuskonkurrenz, in dem anschließenden Hindernisrennen siegten Major Engel auf „Sainte Reparate" und Leutnant Kräusel II.

Im Schwimmsport ist mit dem 1. Dezember v. Js. eine Ruhepause eingetreten. Vorher sind nur einige bedeutendere Meetings ausgefochten worden, so in Breslau, wo am 9. und 10. November der Alte Schwimmverein Breslau ein internationales Wettschwimmen abhielt, das ausgezeichnet beschickt und besucht war. Die Breslauer Schwimmer vermochten, wie stets, der hervorragenden auswärtigen Konkurrenz in vielen Fällen erfolgreich Stand zu halten. So siegten der Weltmeister Bathe vom Alten Schwimmverein leicht im ersten Brustschwimmen über 200 Meter in 3 Minuten 10 1/2 Sekunden, Georg Kunisch vom Schwimmklub „Silesia" in der Kurzen Strecke über 100 Meter in 1 Minute 11 Sekunden, Zeltsch vom selben Vereine im Tellertauchen, Balke vom Breslauer Schwimmklub „Borussia" im Zweiten Brustschwimmen der Breslauer Schwimmklub „Silesia" im Vereinsmehrkampf, der Alte Schwimmverein in der Seniorstafette und der Ersten Seniorstafette. Die Springkonkurrenzen fielen allerdings an auswärtige Vereine; das erste Kürspringen und das erste Seniorspringen gewann glänzend Luber aus München, das zweite Kürspringen Wellisch aus Leipzig. Die Budapester Schwimmer holten sich zwei Seniorstafetten, Otto aus Berlin siegte im Ersten und Zweiten Seniorschwimmen, Brandt aus Magdeburg in

der Zweiten Kurzen Strecke, Kellner aus Spandau im ersten und zweiten Rückenschwimmen, Dörffel aus Leipzig im Streckentauchen. Aus der Provinz zeichnete sich Klatt vom Schwimmverein Neustadt O.-S. durch seinen Sieg im Jugendjuniorrückenschwimmen aus. Auch auswärts zeigten sich die Breslauer Schwimmer wiederholt bei den Herbstkonkurrenzen in Berlin, Wien usw. als sichere Sieger, sodaß Breslau seinen Ruf als Schwimmerstadt auch in diesem Jahre gewahrt hat.

Für Fußball und Hockey hat die Saison begonnen, und es ist bereits in Schlesien allerwärts, namentlich natürlich in Breslau, eifrig gespielt worden. Daß die Provinz auch im Sport immer mehr heraufkommt, bewies das Wettspiel, das der Fußballklub „Preußen“ aus Kattowitz mit 4 : 0 gegen den Sportklub „Preußen“ (Breslau) gewann. In den Breslauer Pokalspielen siegte der Verein für Rasenspiele nach sehr spannendem Kampfe mit 2 : 1 gegen Verein für Bewegungsspiele, der in der Vorrunde „Preußen“ schlug. In dem Kampfe um den Pokal des Kronprinzen wurde der heimische „südostdeutsche“ Fußballbezirk von dem brandenburgischen leicht mit 0 : 5 geschlagen. Im Hockey haben sich in dem Kampf um den Breslauer Pokal bisher am besten Hockeyabteilung des Rudervereins Wratislawia, Verein für Rasenspiele und Sportklub „Marathon“ geschlagen. G. H.

Persönliches

Am 7. Dezember verschied in Neurode der frühere Stadtverordnetenvorsteher, Rentier **A. R. Sindermann,** Ehrenbürger der Stadt, im Alter von 88 Jahren. Er war 57 Jahre Stadtverordneter und 50 Jahre Vorsteher dieser Körperschaft, außerdem Gründer und Förderer vieler gemeinnützigen Vereine. Auch dem Kreistage gehörte er seit dessen Bestehen an. Sein Interesse für das von ihm gegründete städtische Krankenhaus bewies er durch eine Stiftung von 3500 Mark für ein Freibett. Auch anderen gemeinnützigen Zwecken, z. B. der freiwilligen Feuerwehr und dem Gesellenverein, überwies er Spenden.

Gartenbaudirektor **Carl Eduard Haupt** in Brieg starb am 8. Dezember im Alter von 73 Jahren. Durch seine auf eigenen Ideen und Erfahrungen beruhenden Einrichtungen und Verbesserungen im Gewächshausbau hat er bahnbrechend im deutschen Osten gewirkt, und durch seine Züchtungen und Veredlungen hat er einen großen Ruf erworben. Am 28. Mai 1839 in Naumburg a. B. geboren, widmete er sich dem Maschinenbauwesen und trat 1863 als Maschinenbauingenieur in das Borsigsche Werk zu Moabit, wo er durch den Leiter der Borsigschen Gärten, Gartenbaudirektor Gaerdt, zu gärtnerischen Studien angeregt wurde. 1867 kam er als Lehrer an die Brieger Gewerbeschule, wo er sich eifrig mit Versuchen zur Verbesserung der Heizanlagen und Konstruktion der Gewächshäuser beschäftigte und den Obst- und Gartenbau in Brieg und der Provinz zu fördern bestrebt war. Seine Neuerungen und Zuchtmethoden erregten das Interesse weiter Kreise und trugen ihm auf Gartenbauausstellungen zahlreiche Ehrenpreise ein. Seit 1882 widmete er sich ganz seiner Lieblingsbeschäftigung. In der Entwickelung des heimischen Garten- und Gewächshausbaus und insbesondere des Brieger Gartenbauvereins, dessen Ehrenvorsitzender er war, hat er sich bleibenden Ruhm erworben.

Am 10. Dezember starb der älteste Bürger von Liegnitz, Sanitätsrat Dr. **Wilhelm Cohnheim,** im Alter von 92 Jahren. Er war der Nestor unter den Aerzten Schlesiens und gehörte zu den Mitbegründern des Vereins der Aerzte Schlesiens und der Lausitz.

Landessyndikus a. D. Geheimer Regierungsrat **Arthur Gürich** aus Breslau verschied auf einer Besuchsreise in Eidelstedt bei Altona im Hause seines Sohnes in der Nacht zum 14. Dezember. Am 12. Januar 1837 in Reichau, Kreis Nimptsch, als Sohn des dortigen Pastors geboren, besuchte er das Gymnasium in Schweidnitz, bezog 1859 die Universität in Breslau, legte im Jahre 1862 die erste juristische Prüfung ab, wurde am 17. September 1862 als Appellations-Gerichts-Auskultator vereidigt, 1868 zum Gerichtsassessor ernannt und zunächst bei dem Stadtgericht in Breslau beschäftigt, war dann als Hilfsrichter in Goldap und 1869 als Kreisrichter in Darkehmen angestellt. 1871 kam er an das Kreisgericht in Ragnit. 1877 trat er zur allgemeinen Staatsverwaltung über, wurde 1877 Regierungsassessor in Gumbinnen und 1878 Regierungsrat. 1882 erfolgte seine Versetzung an die Regierung in Liegnitz. 1884 trat er als Landesrat in den Dienst des Provinzialverbandes von Schlesien. Seitdem war er bis zum 1. Juli 1909 ununterbrochen in der kommunalen Provinzialverwaltung Schlesiens tätig, in der er seit 1891 mit der Stellvertretung des Landeshauptmanns betraut war und 1893 zum Landessyndikus, 1896 zum Geheimen Regierungsrat ernannt wurde. Seine Haupttätigkeit hat er auf dem umfangreichen und verantwortungsvollen Gebiete des Irrenwesens entfaltet, dessen Provinzialkommissar er viele Jahre hindurch war. Zu seinem Dezernat gehörte unter anderen auch das Schlesische Provinzialmuseum der bildenden Künste. Auch politisch trat er vielfach hervor. An der Spitze des Neuen Wahlvereins von 1878, dessen Vorsitzender er auch nach seinem am 1. Juli 1909 erfolgten Uebertritt in den Ruhestand blieb, hat er bei den Breslauer Wahlen oft entscheidenden Einfluß ausüben dürfen.

Kleine Chronik

Dezember

11. Ein der Firma Emanuel Friedländer gehöriger Oderkahn kommt nahe der Hundsfelder Brücke bei Breslau zum Sinken.

15. In Bogutschütz wird nach Fertigstellung des neuen Rathauses das Richtfest gefeiert.

16. Ein heftiger Sturm richtet in Görlitz und seiner Umgebung, namentlich in Weißwasser bei Rietschen und in den Forstkulturen des Grafen Arnim auf Muskau große Verheerungen an.

18. In Nimptsch findet eine Abschiedsfeier für den nach 50jähriger Amtstätigkeit in den Ruhestand tretenden Landrat, Geh. Regierungsrat von Goldfus, statt.

19. Der Magistrat in Hirschberg stellt — als erster in Schlesien — holländisches Schweinefleisch zum Verkauf.

22. In der Benzolfabrik der Oberschlesischen Kokswerke in Zaborze wütet ein bedeutendes Schadenfeuer.

23. Prinz Philipp von Koburg trifft zu längerem Besuche in Schloß Primkenau ein.

Die Toten

Dezember

7. Herr Pastor Emil Heilmann, 69 J., Flinsberg.
8. Herr Königlicher Gartenbaudirektor Karl Eduard Haupt, 73 J., Brieg.
11. Herr Sanitätsrat Dr. Wilhelm Cohnheim, Liegnitz.
12. Herr Rittergutsbesitzer Alfred Latzel, 54 J., Tharnau bei Grottkau.
Herr Kommerzienrat Georg Grosser, Ohlau.
14. Herr Amtsgerichtsrat a. D. Adolf Hesse, 76 J., Breslau.
15. Herr Oberstleutnant a. D. Moritz von Schoeler, 72 J., Schmolz.
Herr Geh. Regierungsrat, Landessyndikus a. D. Arthur Gürich, 74 J., Breslau.
17. Herr Oberst a. D. Franz Miketta, 64 J., Obernigk.
20. Herr Stadtältester, Maschineninspektor Bernhard Herbschleb, Königshütte O.-S.
Herr Bankier Eugen Marck, 55 J., Breslau.
24. Herr Verbandsdirektor Arthur Daum, 50 J., Breslau.
Herr Dagobert Schmula, früherer Stadtverordnetenvorsteher Krappitz.



Die reiche Braut

Roman von A. Oskar Klaußmann (7. Fortsetzung)

Die Westdeutschen, noch mehr aber die Süddeutschen, wenn sie nach Oberschlesien kamen, entsetzten sich geradezu über die Offenheit und Geradheit, mit der der Oberschlesier seine Meinung sagt, selbst wenn es sich um ein Urteil über die fragende Person selbst handelt. Zuerst waren die Fremden der Ansicht, daß in Bezug auf mit Grobheit vermischte Wahrheit der Oberschlesier noch den Westfalen und Pommer überträfe, und daß höchstens noch der bayerische Gebirgler über ihm stehe. Aber die Fremden sahen auch, wenn sie sich erst einigermaßen akklimatisiert hatten, ein, daß diese Offenheit doch auch ihr Gutes hat. Man kann sich auf das verlassen, was die Leute sagen. Sie sind nicht falsch und haben keine Hintergedanken. Sie verbergen nicht Ironie, Bosheit, Heuchelei hinter glatten Worten, und dann sind sie auch nicht prüde. Leute, die offen sind, lassen es sich auch gefallen, wenn ihnen ein anderer gerade und offen seine Meinung sagt.

Gasda hüstelte einige Zeit und sagte dann:

„Kennen Sie Baildon-Hütte, Herr Siegner?"

„Das ist die Eisenhütte, gleich bei Kattowitz?"

„Jawohl!"

„Ja, die kenne ich," erwiderte Siegner. „Was soll's?"

„Nun," bemerkte Gasda, „mir ist da eine Rechnungsführerstelle angetragen worden. Ich war früher schon mal auf einem Hüttenwerk Schreiber und Rechnungsführer und kenne die Abrechnungen dort. Ich möchte die Stelle annehmen!"

„Wenn Sie sich verbessern," sagte Siegner, „dann wären Sie ja töricht, wenn sie nicht zugreifen wollten."

„Die Stellung ist gut, wenigstens weit besser als hier. Ich soll 2400 Mark und Tantieme bekommen; dann soll ich auch gleich die Materialienverwaltung übernehmen, und dabei fällt ja auch etwas ab."

„Das stimmt! Die Materialienverwaltung bringt ja Tantieme, und selbst, wenn der Materialienverwalter ein ehrlicher Kerl bleibt, kann er ein schönes Geld verdienen. Da würde ich an Ihrer Stelle gar nicht lange warten, Herr Gasda, sondern zugreifen."

„Das habe ich mir auch gedacht," sagte Gasda, indem er Siegner ansah.

Die Courage, die er Martha gegenüber geheuchelt hatte, als er sagte, er würde ohne weiteres um ihre Hand bei ihrem Vater anhalten, schien ihm doch nicht ganz gegenwärtig zu sein. Er machte deshalb eine ziemlich lange Kunstpause, während welcher Siegner immer wieder vier Striche nebeneinander machte und den fünften quer durchzog, bis endlich Gasda sich entschloß, mit der Rede herauszukommen:

„Wenn man eine feste Stellung hat, dann will man ja auch heiraten."

„Dagegen läßt sich nichts einwenden!" sagte Siegner, der immerfort sich darüber den Kopf zerbrach, wie Gasda dazu käme, ihn zu seinem Vertrauten zu machen.

„Verheiratete Rechnungsführer hat man auch lieber als unverheiratete; denn sie sind gewissermaßen sicherer."

„Na, das sehe ich nicht ein," erklärte Siegner. „Wer stiehlt, der stiehlt, ob er nun verheiratet ist oder nicht."

„Nun ja, es geht auch so," fuhr Gasda fort; „aber verheiratete Leute hat man lieber."

Darauf schwieg Siegner, und ihre Unterhaltung war wieder zu Ende. Gasda holte einige Male tief Atem und sagte:

„Herr Siegner, ich hätte Ihnen wohl noch ein paar Worte zu sagen. Ich muß Sie aber um Entschuldigung bitten, daß ich es hier tue und nicht zu Ihnen in die Wohnung komme; aber ich wollte Sie nicht gern stören. Ich hätte doch nur Sonntags kommen können, und ich weiß, dann sind Sie in der Kirche, und wenn Sie nach Hause kommen, essen Sie Mittag. Würden Sie mir erlauben, daß ich Ihnen hier ein paar Worte sage, die mir auf dem Herzen liegen?"

Jetzt drehte sich Siegner um und sah eine Zeitlang erstaunt, aber keineswegs freundlich den Schichtmeisterassistenten an.

„Schießen Sie los!" antwortete er dann. „Was wollen Sie denn?"

„Ich liebe Ihre Tochter Martha, und Martha liebt mich wieder. Ich möchte Martha heiraten."

Dem Schichtmeisterassistenten Gasda fiel eine zentnerschwere Last vom Herzen, als er dies Geständnis heraus hatte. Was jetzt kam, schien ihm ziemlich leicht. Siegner drehte sich aber nicht etwa zum zweiten Male erstaunt um, sondern sagte nur höchst ruhig:

„Wenn Sie in der Lage sind, zu heiraten und einen eigenen Haushalt zu gründen, dann

heiraten Sie! Wenn meine Tochter Sie haben will, habe ich nichts dagegen."

Gasda hatte eigentlich eine andere Antwort erwartet. Er betrachtete verlegen seine Stiefelspitze und bemerkte dann wieder:

„Nun ja, Herr Siegner, Martha und ich, wir lieben uns wirklich sehr, und ich glaube, wir werden auch zusammen glücklich werden; aber so eine Hochzeit macht man doch schließlich nicht ab wie ein Geschäft, sondern sehen Sie, Herr Siegner, Sie mißverstehen mich nicht?"

„Wenn er nur ein einziges Wort sagen wollte!" dachte Gasda. Siegner aber tat ihm den Gefallen nicht und ließ Gasda sich unrettbar in ein Gewirr von abgebrochenen Sätzen verwickeln.

„Sehen Sie, Herr Siegner . . . es ist ja doch schließlich Ihr Kind . . . und jedes Mädchen hat doch auch eine Mitgift . . . und da dachte ich mir, Sie seien in der Lage . . . doch auch Ihrer Tochter Martha etwas mitzugeben . . . denn ich will nichts für mich haben . . . Gott weiß es . . . ich kann meine Frau allein ernähren . . . aber als Materialienverwalter soll ich tausend Mark Kaution stellen, und ich dachte, wenn Sie die gäben . . . Natürlich, ich will ja das Geld gar nicht haben, sondern das wird an die Gewerkschaft gezahlt, und Sie beziehen ja auch die Zinsen, Herr Siegner . . . und wenn dann natürlich . . . Martha etwas Aussteuer hat . . . dann dachte ich, würde die Sache wohl gehen."

Gasda war ganz rot und außer Atem, als er mit diesem Satzgewirr fertig war. Siegner schrieb erst noch seelenruhig die neueste Förderung auf; dann drehte er sich um und sagte:

„Werter Herr Gasda, wenn Sie heiraten wollen, dann tun Sie das gefälligst auf Ihre und nicht auf meine Kosten. Wenn Sie meine Tochter heiraten wollen, gut! Eine kleine Aussteuer hat sie; die ist im Laufe der Jahre von ihrer Mutter beschafft worden. Aber noch Geld zuzahlen, wenn ich meine Tochter verheirate, das fällt mir nicht ein. Wenn Sie jetzt nicht heiraten können, dann warten Sie gefälligst, bis Sie so weit sind, daß Sie eine Stellung haben und Ihnen das Heiraten ohne fremde Hilfe möglich ist, und damit basta!"

Dann drehte sich Siegner wieder seinen Strichen zu und tat als wäre der abgewinkte Freier gar nicht mehr in der Dienstbude. Gasda kratzte sich erst hinter dem Ohr, dann an der Nase und warf einen ärgerlichen Blick auf den Vater der Geliebten. Die Art und Weise, wie er behandelt wurde, war ihm denn doch gegen den Strich. Er war sehr ärgerlich und entgegnete:

„Man weiß ja, daß Sie alles auf Ihren Sohn verwenden und Ihre Töchter vernachlässigen; aber ich denke, wenn es sich um das Glück einer Ihrer Töchter handelt, dann könnten Sie doch zur Vernunft kommen. Wissen Sie, es ist ein Skandal, und alle Welt spricht darüber, wie Sie Ihrem Sohne alles geben und für die andere Familie nichts übrig haben. Schließlich haben Ihre Frau und Ihre beiden Töchter doch dasselbe Recht wie Ihr Sohn. Aber alles auf einen verwenden und so tun, als ob die anderen nicht da wären, das ist Unrecht, Herr Siegner; ich habe ein Recht, Ihnen das zu sagen; denn ich leide mit unter Ihrer Affenliebe zu dem Sohne, das wollte ich Ihnen nur gesagt haben, und es ist Zeit, daß Ihnen das einer sagt; denn alle Welt spricht darüber!"

Es war staunenswert, mit welcher Ruhe sich Siegner diese Redensarten Gasdas gefallen ließ. Als letzterer bemerkte, daß Siegner gar nicht auffuhr, wurde er immer dreister und glaubte in der Tat, einen großen moralischen Sieg über Siegner zu erfechten, als er fortfuhr:

„Wissen Sie, Ihre Töchter sind auch schließlich keine Prinzessinnen, und wenn ein anständiger Mensch kommt und etwas zu bieten hat, wenn auch nicht in der Gegenwart, so doch in der Zukunft, sollten Sie nicht so tun, als käme ein Bettler zu Ihnen; denn schließlich, Herr Siegner, was aus Ihrem Sohne wird, das weiß auch noch keiner."

Wortlos erhob sich Siegner. Wortlos öffnete er die Tür. Gasda war aufgestanden und sah einigermaßen erstaunt dem alten Kohlenmesser zu, dessen Gesicht finster, aber sonst ruhig aussah. Im nächsten Augenblick aber packte Siegner Gasda am Kragen, und mit einer Riesenkraft, die man dem einarmigen Manne nicht zugetraut hätte, warf er den Schichtmeisterassistenten aus der Dienstbude heraus, daß dieser draußen beinahe auf die Nase fiel und mit gekrümmten Knien noch fünf oder sechs Schritte weiter lief, ehe er mühsam das Gleichgewicht wiederbekam. Dann warf ihm Siegner wortlos auch noch seinen Hut nach und schlug die Tür zu.

Gasda hob seinen Hut auf und sah sich scheu um; da aber niemand von den auf dem Bergwerksplatz beschäftigten Wagenstößerinnen oder Anschlägern etwas von der Szene gesehen zu haben schien, trollte er sich und schlug den Weg nach der Schichtmeisterei ein.

Siegner saß an seinem Fenster und schrieb gewissenhaft seine Striche weiter. Selbst die Schale mit den Steinkohlen, die in dem Augenblick heraufgekommen war, als er wortlos Gasda hinauswarf, notierte er. Es lag ihm so im Blute, und Fehler waren bei der jahrelangen Uebung Siegners vollständig ausgeschlossen.

Ungefähr eine halbe Stunde später kamen Marxdorf und Karl in die Dienstbude.

„Glück auf, Herr Siegner!“ grüßte Marxdorf. „Ich habe Ihren Sohn im Walde abgefangen und liefere ihn hier wieder unbeschädigt in die Arme seines Vaters ab. Es ist jetzt dreiviertel elf. Ich denke, wenn wir um dreiviertel zwölf uns drüben im Gasthaus „Zum Schlägel und Eisen“ treffen, können wir bis dreiviertel eins noch ein paar Schoppen zusammen trinken. Er muß sich doch von seinem Studium erholen; denn wenn er erst sich Tag und Nacht nur mit Spitzbuben und Gaunern beschäftigt, wird er wenig Gelegenheit haben, einen vernünftigen Frühschoppen zu halten.“

„Ich habe mit meinem Sohne nicht viel zu sprechen, Herr Marxdorf. Er kann in zehn Minuten drüben im Gasthause sein.“

„Na, dann auf Wiedersehen, Glück auf!“ sagte Marxdorf und verschwand.

Siegner sah so ruhig aus, als wäre die unangenehme Szene mit Gasda gar nicht vorgekommen. Nur in seinen Augen flackerte ein unsicherer Schein, den Karl selten bei ihm bemerkt hatte.

„Setz dich, mein Junge,“ begann Siegner freundlich. „Du hast wohl einen Spaziergang in den Wald gemacht?“

„Jawohl!“ entgegnete Karl und erzählte dann, wie er mit Marxdorf zusammengekommen war.

„Ein sehr netter und liebenswürdiger Mensch!“ sagte Siegner. „Er hat eine Menge Raupen im Kopfe und macht immerfort Witze; aber das ist schließlich kein Unglück. Sag einmal Karl, — ich will die Sache kurz machen. — Du mußt, nachdem Du erst Dein Doktorexamen gemacht hast, den Vorteil, den Du dadurch hast, auch ausnützen. Du hast Dich vielleicht früher sehr gewundert, weshalb ich von Dir verlangte, daß Du den Doktor machen solltest, obgleich Du ja den Titel für Deine Karriere nicht weiter brauchst und es eine Menge Geld gekostet hat. Ich habe aber darauf bestanden, und Du warst, wie immer, ein gehorsamer Sohn und hast getreu Deine Pflicht getan und das Examen, wie ich nunmehr weiß, mit Auszeichnung bestanden. Natürlich habe ich meinen bestimmten Grund gehabt. Siehst Du, der Doktortitel, besonders der juristische, ist ein brillantes Mittel, um eine reiche Heirat zu machen. Verlaß Dich auf mich, ich habe eine ziemliche Lebenserfahrung. Nicht nur die Eltern geben etwas auf den Titel, sondern auch die reichen Mädels. Wenn Du auch in einiger Zeit Assessor oder Amtsrichter wirst, so dauert es doch noch lange, bis Du einen Titel bekommst, der nach etwas aussieht, etwa Amtsgerichtsrat oder Landgerichtsrat. Du kannst auch mit dem Amtsrichtertitel allein noch keine besonderen Ansprüche machen. Wohl aber kannst du das mit dem Doktortitel. Nun, Junge, nimm die Gelegenheit wahr, die sich Dir irgendwo bietet! Sieh zu, daß Du eine reiche Frau kriegst! In der Welt erreicht man heute nur etwas durch Geld; aber nicht durch Geld allein: man muß auch eine Stellung haben. Allerdings nützt auch wieder die Stellung allein nichts ohne Geld. Hat man aber Geld und eine Stellung, die irgend etwas bedeutet, dann kommen Ehre, Reichtum und Glück ganz von selbst. — Du hast doch nicht irgend eine ernste Liebschaft!“ fragte Siegner.

„Nein, Vater,“ erklärte Karl etwas verwirrt; er war über die Offenheit erstaunt, mit der der Vater eine einigermaßen heikle Sache mit ihm besprach, und über die Kürze, mit welcher der Vater die ganze Angelegenheit abwickelte.

„Ich habe mir das gedacht. Siehst Du, Karl, Heiraten ist eine Art Lotterie, und ich kann Dich versichern, aus den Liebesheiraten kommt nichts heraus. Man ist ja recht glücklich, wenn man die Frau geheiratet hat, die man liebt; aber ich versichere Dich, in der Ehe stumpft sich alles ab. Wenn man zehn Jahre mit einer Frau zusammengelebt hat, verliert sich das Gefühl. Es bleibt nur noch eine Art Gewohnheit übrig. Man lebt neben einander hin, weil man sich aneinander gewöhnt hat, und an die ganze Liebesgeschichte denkt man zurück wie an eine Jugendduselei. Aus den Liebesheiraten wird nichts, wenn man in schlechte Verhältnisse kommt. Heutzutage kann ein gebildeter Mensch überhaupt nicht anders, als reich heiraten, und weder die jungen Mädchen noch die Eltern sind heutzutage töricht genug, zu erwarten, daß ein Mensch, der sich der juristischen Laufbahn widmet, eine Liebesheirat macht! Also, mein Junge, greif zu, wo sich dir eine Gelegenheit bietet! Das wollte ich Dir sagen und Dich bitten, Dir die Sache zu überlegen, trotzdem da eigentlich nichts mehr zu überlegen ist. Ich glaube, Du wirst einsehen, daß ich Recht habe. Bevor Du abfährst, sprechen wir noch einmal über die Sache. Sag mir dann Deine Ansicht! Jetzt geh rüber „Zum Schlägel und Eisen“, und laß Marxdorf nicht zu lange warten! Hast Du noch Geld?“

„Ich habe vom Doktorschmaus noch eine ganze Summe gespart; ich besitze noch etwa fünfzig Mark!“

„Nun gut, dann verwende sie zu Deinem Vergnügen. Du hast es verdient; denn Du hast Dich weidlich genug in den letzten Monaten gequält. Glück auf und grüße Marxdorf! Vergiß

nicht, um 1 Uhr pünktlich zu Hause zu Tisch zu sein, damit es mit Mutter keinen Aerger gibt!“

Selbst während Siegner seinem Sohne diese wichtige Auseinandersetzung hielt, hatte er ununterbrochen seine Striche gemacht, und in dieser Arbeit fuhr er jetzt fort und drehte nur noch einmal den Kopf herum, um sich von Karl auf die Wange küssen zu lassen. Dann rief Karl noch ein ruhiges: „Adieu, lieber Vater!“ und verließ die Bude Siegners, in welcher sich rasch hinter einander zwei Szenen abgespielt hatten, wie sie von solcher Wichtigkeit und interessantem Inhalt dort eigentlich gar nicht Mode waren.

VI.

Langsam und noch immer über das nachdenkend, was der Vater ihm soeben gesagt hatte, ging Karl nach dem Gasthause „Zum Schlägel und Eisen“, das in der Nähe des Bergwerks lag. Es war so eingerichtet wie alle damaligen Gasthäuser. Durch die Mitte des Hauses, das mit seiner breiten Front der Straße zugekehrt war, ging der Hausflur, und von diesem führte links eine Tür in einen großen, saalartigen Raum, der mit rohgezimmerten Tischen und Bänken besetzt war. In einer Ecke hinter einem gemauerten Bogen, der unten durch einen Ladentisch abgeschlossen wurde, befand sich der Stand des Gastwirts. Von hier aus wurde an die Arbeiter Schnaps, bayrisches Bier und das sogenannte Einfache, ein stark moussierendes Braunbier, verzapft. Auf der rechten Seite des Flurs lag das Zimmer für die besseren Gäste, und an dieses schlossen sich noch zwei Zimmer, von denen das eine gewissermaßen für die „Elite“ der Gäste bestimmt war, während das dritte geschlossenen Gesellschaften diente. In einem Anbau auf dieser Seite des Hauses befand sich noch ein ziemlich großes Zimmer, in welchem eine Anzahl von unverheirateten, jungen Beamten für gewöhnlich Mittag aß, und in dem auch kleine Tanzvergnügen abgehalten wurden. Die Zimmer für die besseren Gäste waren das Gebiet der „Schleußerin“, wie in Schlesien meist die Kellnerinnen genannt werden. Letztere war gewissermaßen eine Unterpächterin des Wirtes. Sie entnahm von ihm zu bestimmten Preisen das Bier faßweise, den Wein und die Liköre flaschenweise, und was sie aus diesen Flüssigkeiten herauswirtschaftete, war ihr Verdienst, auf den sie — zusammen mit den Trinkgeldern der Gäste — angewiesen war.

Die jetzt anwesende Schleußerin war schon ein ziemlich ältliches Mädchen. Sie wies Karl auf seine Frage, ob Steiger Marxdorf anwesend sei, nach dem Elitezimmer.

Hier saß Marxdorf an einem Tische mit dem Oberschichtmeister Kornke und einem Herrn, den Karl nicht kannte. Der Herr war groß, breitschultrig, hatte volles, graues Haar, einen starken, grauen Schnurrbart und einen breiten, grauen Kinnbart. Sein Gesicht war stark gerötet und wies energische Züge auf. Das Auge blickte aber sehr gutmütig drein. Als Karl Marxdorf begrüßte, erhob sich der Fremde, und Marxdorf stellte ihn als Markscheider*) Ewers vor.

Ewers reichte Karl zur Begrüßung die Hand und versicherte, daß ihm die neue Bekanntschaft sehr angenehm sei. Dann belegte Oberschichtmeister Kornke Karl mit Beschlag. Er reichte ihm beide Hände und sagte:

„Das ist prächtig, daß Sie kommen! Nun kann ich Ihnen in meinem Namen und im Namen meiner Familie gratulieren. Meine Tochter hat das allerdings heute früh schon besorgt, wie sie mir erzählte; aber doppelt hält besser. Wollen Sie nicht an unserem Tische Platz nehmen?“

Offenbar war schon vor Karls Ankunft über ihn am Tische gesprochen worden und Ewers über die Verhältnisse orientiert. Er rief noch nach einem Glase und goß Karl ohne weiteres Ungarwein ein.

„Profit, Herr Doktor!“ sagte er. „Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen als Ihr zukünftiger Landsmann vorstelle; ich wohne nämlich in Beuthen, und ich hörte, daß Sie an das Beuthener Gericht versetzt sind. Sie kommen noch dazu zur Staatsanwaltschaft; ich gehöre also gewissermaßen zu Ihren Klienten. Sollten Sie mich als Staatsanwalt einmal unter die Finger bekommen, dann gehen Sie milde mit mir um. Sollte ich sogar vielleicht geköpft werden, so bitte ich um anständige Behandlung. Profit, Herr Doktor!“

Lachend stieß Ewers mit Karl an; auch Kornke und Marxdorf lächelten. Letzterer bemerkte:

„Haben Sie Aussicht, einmal geköpft zu werden, Herr Markscheider?“

„Vorläufig nicht, aber verdient haben wir es schon alle. Verlassen Sie sich darauf, meine Herren, bei dem Lotterleben, das wir führen. Ei, was seh' ich,“ rief er, „Herr Referendar, Sie nippen ja nur an dem Glase Ungarwein. Schmeckt der Wein nicht?“

„O, ja doch, Herr Markscheider, er ist ganz ausgezeichnet!“

*) Der Markscheider ist ein Feldmesser, der unter Tage im Bergwerk Vermessungen anstellt. Die Markscheider sind nicht Beamten eines Werkes, sondern suchen ihre Kundschaft unter den verschiedenen Zechen, denen sie gegen besondere Bezahlung die unterirdischen Vermessungsarbeiten besorgen.

(Fortsetzung folgt)



Theodor Fontane im Riesengebirge

Von O. Th. Stein in Dresden (Schluß)

„Mein Balladenkapital“, heißt es in einem Briefe Fontanes an seinen zweiten Sohn, Theodor, „das ich Euch als einziges Vermögen hinterlasse, wächst dadurch um ein Drittel an. Wie hoch Ihr das veranschlagen wollt, muß ich Euch überlassen. Wäre der Sinn der Nation ein anderer, so würde dem vorstehenden Satz jede Bitterkeit, jede Selbstironie fehlen; wie's aber steht und liegt, ist eine alte, sieben Jahre getragene Hausweste allerdings mehr wert als eine Ballade.“ — In solchen Auslassungen dokumentiert sich deutlich sein wachsender Alterspessimismus, der im übrigen eine erklärliche Folge der unglaublichen Nichtbeachtung war, die seine Werke beim Publikum erfuhren. Diese Tatsache ließ ihn oft bittere Vergleiche ziehen zwischen sich und beispielsweise Julius Wolff, dessen Bücher Auflagen von 15 000 bis 20 000 Stück erlebten. Dieser Pessimismus Fontanes war aber von einer Art, die nie das sichere Bewußtsein in ihm hat ertöten können, daß er ein Dichter sei. Er hat ihn aber gleich manchem seiner Leidensgenossen einsam und menschenscheu gemacht, bis zu einem gewissen Grade.

Seine tägliche oder wenigstens häufige Promenade war der Weg auf den Pfaffenberg. Der Pessimismus des Dichters tauchte trotz aller guten Stimmung immer wieder auf, und ein zufälliges kleines Erlebnis schien ihm den Unwert seines Schaffens für seine Zeitgenossen aufs neue zu bestätigen. Während einer Mittagsmahlzeit, die er stets bei Exner einnahm, belauschte er nämlich das Gespräch eines älteren Ehepaares über ratsame Sommerfrischenlektüre. „Heimburg“ war die literarische Losung der beiden, und zum dritten Male wollte die begeisterte Gattin ein Buch dieser auch heute noch „mit Recht so beliebten“ Marlittnachfolgerin lesen. „Ich glaube nicht“, knüpft Fontane daran seine pessimistische Betrachtung, „daß jemals ein Ehepaar irgendwo gesessen und über irgend etwas, das ich geschrieben, auch nur annähernd mit solcher Begeisterung gesprochen hat. Es fällt alles in den Brunnen.“ Neben diesem „Gartenlaubenlicht“ hat Fontane auch nicht die Hoffnung, mit „Quitt“ zu siegen: „Kröner (der damalige Verleger der Gartenlaube) wird sich zu seinem Schaden überzeugen, daß auch das wieder spurlos vorübergeht. Meine Coeur-Sieben gewinnt nicht.“

In den ersten sechs Wochen seines Aufenthaltes „pusselte“ er lediglich an Gedichten herum. „Mit fünfundsechzig“, schreibt er an Emilie Zöllner, „bin ich wieder bei fünfundzwanzig und beinahe bei fünfzehn angelangt.“ Damit spielt er darauf an, daß das Versemachen seine früheste Jugendliebe gewesen ist. „Die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, der Ring, der sich schließt. Man sagt, das bedeutet das Ende. Aber wenn auch, ich habe meine Freude dran gehabt.“

Am 16. Juni begann in Krummhübel die Saison. Auch die Sommergäste begannen sich einzustellen. Dr. Schwerin bezog mit seiner

Familie seine Villa in Krummhübel. Fontanes Verkehr mit ihm scheint aber fürs erste nicht rege gewesen zu sein. „Das Verhältnis hat einen Knax weg, und einmal aus meiner Unbefangenheit gerissen, ist mit mir nichts mehr anzufangen.“ Der Grund zu dieser Störung scheint eine sonderbare Art Dr. Schwerins gewesen zu sein, seine akademische Bildung Fontane gegenüber herauszukehren, jene oft zu bemerkende Art, die auf dem Gipfel ihrer Entwickelung kurz und trocken zu erklären imstande ist: „Wer nicht die erhabene Kultur Roms und Athens zentnerweise in sich hineingeschluckt hat, ist überhaupt nicht berechtigt, über „höhere Dinge“ mitzureden, zum mindesten ist das, was er schwatzt, ohne Belang!“ Fontane mußte natürlich eine solche Art umsomehr wurmen, als er auch ohne Doktorwürde und Latinität das geworden war, was ihm schon damals niemand mehr bestreiten konnte. Er war freilich nicht so kleinlich, seinen Aerger merken zu lassen.

Am 15. Juni unternahm Fontane mit seiner Gattin einen Spaziergang auf die kleine Koppe. Er wollte sich das 500 Meter unterhalb der kleinen Koppe von Kollegen des 1877 erschossenen Försters Frey errichtete Denkmal ansehen. Die wunderbare Aussicht von diesem Denkstein, die das ganze Hirschberger Tal beherrschte, gefiel Fontane ganz besonders. Sie war umsomehr für seine geplante Novelle zu verwenden, als sich hoch oben schon „alpine Sterilität, Krüppelkiefer, Knieholz und Moorgründe mit wehendem Huflattich mit einmischen.“ An der Inschrift: „Ermordet durch einen Wilddieb“ übt Fontane berechtigte Kritik: „Ich finde dies zu stark. Förster und Wilddiebe leben in einem Kampfe und stehen sich bewaffnet, Mann gegen Mann, gegenüber; der ganze Unterschied ist, daß der eine auf dem Boden des Gesetzes steht, der andere nicht. Aber dafür wird der eine bestraft, der andere belohnt; von Mord kann in einem ebenbürtigen Kampfe nicht die Rede sein.“

Mitte Juli wurde er auf Veranlassung seines Freundes und Verehrers, des Amtsgerichtsrats Dr. Georg Friedländer in Schmiedeberg, zum Prinzen Reuß in Schloß Neuhof bei Schmiedeberg eingeladen. Eigentlich waren ihm von jeher solche Schaustellungen zuwider, und diesmal kam noch sein Alter hinzu. „Ich bin zu solchen Arbeiten am Trapez doch nicht mehr jung und auch nicht unbedeutend genug.“ Man nahm ihn jedoch mit solcher ungezwungenen Liebenswürdigkeit auf, daß er über das Peinliche des Moments hinwegkam. Er las in Neuhof drei der neuentstandenen Balladen vor und vermutlich auch älteres. Es war hier wohl das letztemal, daß er öffentlich vorgelesen hat.

Zu Anfang August gab es bei Exners eine Réunion. Bis zwölf Uhr nachts verweilten Fontanes. Der „Clou“ dieses Festes waren sieben Leutnants aus Hirschberg. Ein Berliner Musikdirektor, der von seinem in der Tanzlinie stehenden Tische nicht weichen wollte, mußte sich, wie Fontane erzählt, am anderen Morgen eine Karte gefallen lassen, die die Worte enthielt: „Man kann ein Berliner Musikdirektor sein und doch den rechten Ton nicht treffen.“ Ein paar Tage vorher war schon eine Theateraufführung bei Exner veranstaltet worden, die Fontane, wie folgt, skizziert: „Herr Exner spielte die Hauptrolle und bewies mir wieder, daß nichts häufiger ist als eine mittlere Theaterbegabung. Frau Exner stellte in einem lebenden Bilde die Germania. Sie sah grad' so gut aus, wie Fräulein de Ahna, und das Bild war, als ob es Karl Becker, der vor kurzem verstorbene Berliner Maler und Akademieprofessor, gestellt hätte. Und das alles in Krummhübel! Da wird man bescheiden. Wie klein sind oft die Unterschiede!“

Der Aufenthalt Fontanes in Krummhübel dehnte sich 1885 auf dreiundeinhalb Monate aus. In der ganzen Zeit pflegte er mehrfach Verkehr und zwar meist in Schmiedeberg mit Amtsgerichtsrat Friedländer und in Arnsdorf bei Fabrikbesitzer Richter. Mitte September hatte Fontane den Eindruck, als warteten die Krummhübler nun darauf, daß er verschwinde. „Nicht unsere gute Frau Schreiber, aber die andern sehen einen an, als wollten sie sagen: Gott, ist der immer noch hier? Was will er nur? Er spioniert hier wohl 'rum? Noch vierzehn Tage, und es geht mir wie Trojan, dem die Leute schließlich verlegen aber rund heraus erklärten: Hören Sie, wir wären nun mal gern wieder allein!“ Das Wetter war Anfang September unfreundlich. Fontane war es aber immer noch angenehmer als die „Berliner Malarialuft“, vor der er ein Grauen empfand. Mitte September strich noch einmal eine Hitzewelle über das Gebirge, und Fontane benützte diese schönen Tage eifrig zum Spazierengehen. Am 16. September suchte er wieder einmal die Bank am Eingange zum Melzergrunde auf. Hier hatte er 1872 u. a. das Einleitungsgedicht zum Bande „Havelland“ seiner „Märkischen Wanderungen“ geschrieben. Jetzt erinnert er sich an diese Tatsache und schreibt am 16. September an seine Frau darüber: „Ja, das sind nun dreizehn Jahre! Was ist nach abermals dreizehn Jahren? Nun, die Gedichtstelle (Lehrer Loesche hatte einige Tage zuvor im Gespräch mit Fontane eine Stelle aus jenem 1872 entstandenen Gedichte zitiert, wobei Fontane garnicht einmal mehr wußte, daß er das Gedicht geschrieben hatte) wird wohl noch existieren

und um Nauen und Friesack herum auch das Gedicht selbst. Aber — der Vater vons Janze!" — Hier hat Fontane unbewußt prophetisch gesprochen; genau dreizehn Jahre und vier Tage nach diesem Briefe, am 20. September 1898, ist er gestorben. Auf der Bank am Melzergrunde war es auch, wo er Holteis Gedichte las. Wie treffend ist sein Urteil über unsern Landsmann! „Ich war wieder betroffen von dem großen Talent", schrieb er an seine Frau, „alles ist bloß hingeworfen und daher oft unfertig bis zur Unverständlichkeit; da aber, wo's rund rausgekommen ist, ist es entzückend. Das Gelegentliche ist das Beste. Einige 40 Gedichte richten sich an Louise Roger, seine erste Frau, alle unmittelbar nach dem Tode derselben geschrieben. Ich entsinne mich aus dem Anfang der dreißziger Jahre, daß Holtei wegen dieses Massenschmerzes angegriffen und ridikülisiert wurde; trotzdem sind einige dieser Sachen ganz vorzüglich und rührten mich." In einem späteren Briefe läßt Fontane übrigens seine Altersverbitterung einen allzu resignierten Vergleich zwischen Holteis und seinem eigenen voraussichtlichen Lebensende ziehen. „Ich bastle an einem Prolog" (für das 200jährige Jubelfest der französischen Kolonie in Berlin), schreibt er an seinen zweiten Sohn Theodor von Berlin aus, „und insofern gern, als ich immer noch an die Möglichkeit einer Unterkriechung in einem Koloniehause denke. Holtei verbrachte seine letzte Zeit in einem Breslauer Kloster, warum nicht ich in einem Maison d'Orange?"

Am 18. September kehrte Fontane nach Berlin zurück. Der Abschied bedeutete für ihn aus verschiedenen Gründen einen schweren Entschluß. Einmal scheute er die für sein Alter immerhin weite Reise, als deren schrecklichsten Moment er den Mittagsaufenthalt in Kohlfurt ansah, zum andern schreckte ihn der Gedanke an Berlin. Die Hitze war in den letzten Tagen in Krummhübel fast hoch-sommerlich gewesen. „Noch toller ist es oben auf dem Kamm. Und doch steigen Unermüdliche hinauf." Die Novelle „Quitt" hatte er während seines Gebirgsaufenthaltes nur entworfen. Im Dezember 1885 schrieb er an Kröner, daß er die Novelle vor Neujahr 1887 nicht abliefern könne. Sie ist aber in Wirklichkeit gar erst 1890 in der Gartenlaube erschienen. Mehr als eine größere Arbeit war Fontane im Laufe eines Jahres zu beenden nicht imstande. Seine beständige Kränklichkeit im Berliner Winter, der ihm ja noch regelmäßig die anstrengende Arbeit der Nachtkritik für die „Vossische Zeitung" brachte, mußte im Sommer durch möglichste Schonung gemildert werden. Ueberdies gehörte Fontane zu jenen Schriftstellern, die eigentlich fast ununterbrochen an ihren Arbeiten bessern. „Dreiviertel meiner literarischen Tätigkeit", schreibt er an seinen Verleger Wilhelm Hertz, „ist Korrigieren und Feilen gewesen."

Mitte Juni 1886 finden wir Fontane abermals in Krummhübel. Er hatte sich ein kleines Quartier in einer Seitengasse der „Neuhäuser" bei dem Maurer Schiller gemietet, am Ufer der großen Lomnitz. Auch hier war er eigentlich ganz gut aufgehoben, und Frau Schiller, die Handarbeitslehrerin in den Krummhübeler Schulen war, betreute ihn aufs redlichste. Die Witterung war allerdings Ende Juni noch so kühl, daß Frau Schiller Fontanes Zimmer mehrmals heizen mußte. „Friedrich II. in Sanssouci bei Kaminfeuer und offenen Flügeltüren war immer mein Ideal" schreibt Fontane dazu an Dr. Friedländer. Diesmal aber fand Fontane nicht die erhoffte Erholung. An Lehrer Loesche schrieb er unterm 9. Oktober nach einer im August sehr plötzlich erfolgten Abreise: „Meine Zustände wurden immer schlechter, und, wie ich im Juni regelmäßig das Gefühl habe „nur weg von Berlin", so hatte ich diesmal, nach fast unausgesetztem Unwohlsein in Krummhübel, das Gefühl „nur wieder zurück nach Berlin". Wenn man krank ist, hat man's zu Hause am besten. Uebrigens bin ich immer noch in einer miserablen Verfassung — gesundheitlich ein schlechter Sommer und Herbst für mich." Man muß allerdings bei solchen Klagen Fontanes bedenken, daß sie nur allzuhäufig ein Ausfluß momentaner Stimmungen waren. An Emilie Zöllner berichtet Fontane wenigstens noch gegen Mitte August, daß er sich erholt habe: „Alles unterhält mich, alles erfreut mich und macht es mir schwer, mich von dieser schönen Stelle zu trennen." Und wenige Monate später in dem schon erwähnten Briefe an seinen Sohn Theodor die kleine Ungerechtigkeit: „Uns ist es all die Zeit über nicht sonderlich gut ergangen. Vielleicht ist das sonderbare Klima dieses Sommers schuld, vielleicht die Malariawohnung in Krummhübel, vielleicht das Alter." Das Schillersche Häuschen war ziemlich entlegen, sodaß Fontane von lästigen Besuchern gewiß verschont geblieben ist. Nur die nächsten Bekannten suchte er seinerseits auf, namentlich wieder Dr. Friedländer und Dr. Schwerin. Die Hauptarbeit an „Quitt" wurde in dieser Saison getan. Nach seiner Abreise erbat sich Fontane von Lehrer Loesche noch allerlei Nomenklatur aus Krummhübel, hat jedoch später nur den Namen des Lehrers und den der Familie Exner unverändert benützt. Adolf Kröner, der Verleger der Gartenlaube, hatte übrigens Fontane mit Rücksicht auf den weltbekannten Geschmack des Gartenlaubenpublikums Bedenken wegen der „Liebelosigkeit" des

Novellenstoffes ausgesprochen. Fontane schreibt ihm unterm 12. Mai 1886, ironisch tröstend: „Ganz liebelos wird sie nicht verlaufen. Der Held in seinem Dakota- oder Minnesotadorf (wenigstens Minne im Lokalnamen) verliebt sich in ein schönes Mennonitenkind, und wie das Leben selbst, verliert er auch das Letzte seines Lebens, sie. Trotzdem kann ich nicht wohl von einer „Liebesgeschichte" sprechen; denn das ganze Liebes- und Brautverhältnis bleibt im Idyll, im Gefühlvollen stecken. Von glühenden Küssen, sodaß gleich die ganze Stube warm wird, keine Spur."

Eine entzückende Stimmungsschilderung aus dem Riesengebirge enthält ein Brief an Emilie Zöllner vom 19. August 1886: „Ein Mütterchen, das mit dem Reisigbündel auf dem Rücken über den schmalen Steg geht, die Mädchen mit den feinen Fußknöcheln, die Himbeeren oder Besinge zum Verkauf bringen, die Gewitter, die mit Sturm und Gekrach am Gebirge hinziehn, die nach Mehl schmeckende Wassersemmel, das zähe Rindfleisch, das das Hinschwinden seiner Zähigkeit nicht auch mit dem Hinschwinden seines Geschmackes bezahlt hat, die blinde Harfenistin, die mit einer Stimme, daraus ein Elend und eine Seele spricht, kleine Lieder auf dem Hausflur singt, die Lomnitz, die rauscht, die Heide, die blüht, der Tourist mit aufgekrempelter Hose, die Touristin mit einer aus Schals und Plaids bestehenden Außen- und Langtournüre — alles unterhält mich!"

Mit einer Réunion bei Exner, zu der Fontane seine Tochter Martha begleiten wollte, hatte man diesmal kein Glück. „Vierzig Damen und höchstens sieben Herren, in welche Zahl Kinder und Greise einbegriffen waren, dazu Zug, Enge, Qualm, Hitze — gräßlich!"

Die „Malariawohnung" hatte Fontane nicht von Krummhübel abgeschreckt; denn im Frühherbst 1887 stellt er sich wieder ein, nachdem er vorher mehrere Wochen in der Nähe von Berlin „sommergewohnt" hatte. Dort ist ihm aber der Abstand so recht zum Bewußtsein gekommen, und es fiel hier das für uns Schlesier sehr schmeichelhafte Urteil: „Ich empfinde diesen märkischen Nestern gegenüber immer wieder den niedrigen Stand unserer Provinz und ihrer Bevölkerung. Berlin ist ein Ding für sich, und auch in vielen kleinen Städten mögen sich gelegentlich Erfreulichkeiten finden; im ganzen steht alles nach wie vor auf einer traurigen Tiefstufe, sodaß die schlesischen Gebirgsdörfer wahre Paradiese daneben sind. Die Leute dort haben einen natürlichen Schönheitssinn; auch die ärmsten sind beflissen, alles niedlich, anheimelnd erscheinen zu lassen. Dieser Sinn fehlt unserer Provinz."

In Krummhübel wohnte Fontane diesmal in der Villa Meergans. Die „Achtgroschenzeiten" waren glücklicherweise jetzt vorbei für ihn. An Luxus dachte er natürlich nie, und so schreibt er sogar an Emilie Zöllner: „Dem vornehmen Verkehr nach Schmiedeberg und Erdmannsdorf hoffe ich mich diesmal entziehen zu können. Es kostet sehr viel Geld, und der Gewinn ist doch fraglich." Früher habe er geglaubt, heißt es weiter, derlei für sein „Metier" zu brauchen, aber für das bischen Arbeit, das noch vor ihm liege, werde sein Fonds von Anschauungen und Erfahrungen wohl ausreichen. Ueber die Art seiner Arbeit in diesen Wochen enthalten die Briefe nichts. Er erbittet wohl im Februar 1888 von Dr. Friedländer eine Anzahl Ortsnamen für eine Ballade, deren Schauplatz er auf die Strecke Seidorf-Annakapelle verlegen wollte, den Stoff jedoch hatte er aus dem Thüringer Walde, und die Ballade ist zwar geschrieben, aber nicht gedruckt worden.

Im August 1888 verlegte Fontane sein Sommerquartier in die Brotbaude. Seine Tochter Martha war ihm vorausgereist und wohnte mit Fontanes Schwiegertochter, der Witwe seines ältesten Sohnes George, in Krummhübel. Ihr schrieb er aus Berlin unterm 6. Juli: „Daß uns in diesem Jahre die Brotbaude etwas höher gehangen wird, ist kein Unglück, und paßt es uns schließlich durchaus nicht, so können wir ja umziehn."

Die Arbeit an „Quitt" sollte diesmal eigentlich vollendet werden. „Ich bin ordentlich neugierig", meint Fontane, „auf der Brotbaude das Paket zu öffnen und die Blätter wieder vor Augen zu haben, die ich vor zwei Jahren bei Frau Schiller beschrieb."

Fontanes lebten da oben naturgemäß noch stiller als sonst; „aber selbst diese Stille ist, verglichen mit unserer Berliner Mauselochexistenz, noch immer ein Sturm von Ereignissen." Neue und alte Bekanntschaften halfen die Zeit verkürzen. „Alles in allem", schreibt der Dichter an Karl Zöllner, „habe ich mich dieser Sommerbegegnungen zu freuen, weil sie mich auf sechs und mitunter sogar auf zwölf Wochen doch wieder ins Leben stellen, was ich von meinen Berliner Tagen kaum noch sagen kann." Fontane schlief wieder viel, weil „vier ausgeschlafene Stunden besser sind als zwölf müde." Demgemäß arbeitete er auch fast nichts. Die großen folgenschweren Ueberschwemmungen, die 1888 im Riesengebirge wüteten, erwähnt Fontane auch in einem Briefe, hat sie aber wohl nicht, wie seine Angehörigen, besucht. Auf das Grab seines Aeltesten schickte er von der Brotbaude aus einen Kranz aus Gebirgsheidekraut, das Frau Emilie selbst in den

Wäldern des Kammes gepflückt hatte. Anfang September mußte Fontane wieder nach Berlin zurückkehren. „Die Brotbaude habe ich nun hinter, das Brot, nach dem die Kunst geht, wieder vor mir", schreibt er.

1889 war Fontane ernstlicher Leiden halber, die ihn zwangen, den Kurort Kissingen aufzusuchen, nicht im Riesengebirge. Er fühlte jetzt immer mehr die Beschwerden des Alters und gab deshalb zu Ende dieses Jahres auch seinen Kritikerposten bei der „Vossischen" auf. Vorher hatte er noch Gelegenheit, Gerhart Hauptmann kritisch zu würdigen und unserem schlesischen Landsmanne mit jugendlicher Begeisterung durch das Gewicht seines Wortes die Wege zur Höhe zu ebnen. Im allgemeinen stand Fontane dem Werdenden mit einigermaßen gemischten Gefühlen gegenüber. Ein bedeutungsvolles Zusammentreffen war es, daß Fontane Hauptmanns Wert und Talent an dem Lichte der fast gleichzeitig in Deutschland aufgehenden Sonne Ibsens prüfen konnte. So gewann er vielleicht einen umso stärkeren Eindruck von der frischen, unbeeinflußten Natürlichkeit, die das hervorstechendste Merkmal des genialen jungen Schlesiers war. Fontane nannte Hauptmann einmal den „entphrasten Ibsen". In der phrasenlosen Wahrhaftigkeit sieht er die Hauptwirkung der Hauptmannschen Kunst; denn „fünffüßige Jamben, gerammt voll von Sentenzen, können zwar auch sehr schön sein, sind aber weit ab davon, das Höchste in der Kunst zu repräsentieren." Fontane geht damit eigentlich mit fliegenden Fahnen zur Jugend über. Andererseits aber übersieht er auch ihre Fehler nicht und hat durchaus nicht den Wunsch, „die nächste Generation mit lauter Gerhart Hauptmannschen Schnapstragödien oder dem ähnlichen beglückt zu sehn." „Es steckt nur in all diesen Stücken was drin, was die alten nicht haben, und was sie verhältnismäßig dürftig und oft tot erscheinen läßt." — Namentlich wandte sich Fontane sehr energisch gegen die oberflächlich und böswillig, ohne jedes Kunstverständnis geschriebenen Schimpfereien und Ulkereien gewisser Berliner Kritiker, die Hauptmann mit der mitleidigen Phrase, daß er „auch ein bischen Talent habe", abspeisen wollten. Hauptmann habe vielmehr ein sehr großes, seltenes Talent, erklärt Fontane dem gegenüber.

Im Winter 1889 war Fontane den großen Strapazen der Ehrungen seines 70. Geburtstages einschließlich der darauf folgenden Dankbriefschreiberei ausgesetzt, Dingen, die ihm stark contre coeur gingen, denen er sich aber, um niemand zu verletzen, gern unterzog, wobei er sogar alle Dankbriefe eigenhändig schrieb. Im Juni und Juli suchte er wieder in Kissingen Heilung für seine mannigfachen Beschwerden, im August 1890 aber finden wir ihn abermals auf der Brotbaude. Er blieb mit Frau und Tochter bis in den September hinein, obwohl das Wetter nicht besonders günstig war, sodaß er klagt: „Wir sind hier alle kolossal erkältet, halten aber aus und rechnen auf die Nachwirkung des Massenozon." Auf der Brotbaude erhielt er die Nachricht, daß man zur nachträglichen Ehrung seines 70. Geburtstages in Groß-Lichterfelde eine Straße nach ihm benannt habe. Der „solide Nachruhmwert", den eine solche Tatsache hat, amüsierte ihn. Von Arbeiten ist in diesem Sommer wohl wenig oder garnicht die Rede gewesen; Fontane gönnte sich mit Recht Ruhe. Er las vielerlei, u. a. auch eine kleine Schrift von Dr. Baer in Hirschberg: „Der Engel von Ruhberg." Fontanes in einem Briefe an seinen Sohn Friedrich enthaltenes Urteil ist vielleicht insofern ein wenig ungerecht, als die kleine Arbeit lediglich als ein Gedenkblatt gewertet sein wollte. Fontane lernte übrigens Dr. Baer durch Vermittelung Dr. Friedländers 1890 auf der Brotbaude kennen. Dr. Baer hatte kurz vorher Fontanes „Quitt" im „Wanderer aus dem Riesengebirge" besprechen und darauf von Fontane einen liebenswürdigen Dankbrief erhalten. Von den Aeußerungen Fontanes bei den mehrfachen Zusammenkünften mit Dr. Baer in der Brotbaude teilte mir dieser die eine mit, daß Fontane zu der Persönlichkeit Bismarcks kein rechtes Verhältnis gewinnen könne. Nun, wer nur das wunderbare Gedicht Fontanes „Wo Bismarck liegen soll" gelesen hat, der wird sich über diesen innerlichen Widerspruch wundern. Das impulsive Temperament Fontanes erklärt solche Widersprüche aber zur Genüge.

1891 weilte Fontane auf ärztliche Verordnung in Kissingen und Wyk auf Föhr. Im April dieses Jahres war ihm der Schillerpreis verliehen worden. Ihm wurde diese große Freude ein wenig zu spät zuteil. Sie versuchte vergeblich, in seinen Alterspessimismus Bresche zu schießen. Die große Müdigkeit war über ihn gekommen, die manchen schon weit früher überfällt. Dieselbe steigerte sich gegen Anfang des Jahres 1892 bis zur völligen Arbeitsunfähigkeit und schweren körperlichen Krankheit. Auf Anraten seines Hausarztes suchte er schon im Mai das Riesengebirge auf. Krummhübel war ihm wohl aber zu rauh und zu hoch, und so mietete er sich in Zillerthal in der Villa Gottschalk ein. Hier und während seiner vierteljährlichen Krankheit in Berlin hat ihn und seine kranke Gattin eine Schlesierin aufs liebevollste gepflegt, Anna Fischer aus Cunnersdorf bei Hirschberg, die seit 1890 im Dienste der Familie Fontane stand.

Das Gebirge trug bei Fontanes Ankunft noch ganz sein winterliches Kleid. Alles war „sehr

still, sehr schön, sehr erquicklich". Buchwald und Fischbach in nächster Nähe, dieser „liebesromantische Grund und Boden", interessierte ihn wenig. Zwanzig Jahre früher wäre das vielleicht anders gewesen. „Jetzt ist es vorbei damit, wie mit vielem. Das einzig Nette ist noch: in der Sonne sitzen und blinzeln, also das von Hermann Lingg besungene, alte Krokodil „Am heil'gen Teich von Singapur". „Die Tage, wo mich dergleichen mit einem tiefen Enthusiasmus erfüllte", heißt es in einem Briefe an Geheimrat Carl Robert Lessing, „liegen zurück, und tiefe Müdigkeit ist an Stelle davon getreten. Ob ich noch einmal von dieser Müdigkeit loskomme? Mit zweiundsiebzig sind die Chancen gering." — Martha Fontane, des Dichters Tochter, hatte es damals übernommen, einige unvollendete Arbeiten ihres Vaters, die sein Sohn Friedrich verlegen wollte, zu beendigen. Es handelte sich dabei abermals um eine größere Arbeit, die zum Teil im Riesengebirge spielt, um den Roman „Die Poggenpuhls", der aber erst 1894 abgedruckt wurde. Sein früher veröffentlichter Roman „Graf Petöfy" sollte, wie er hier in Zillerthal erfuhr, ins Französische übersetzt werden. Fontane hielt „Quitt" für geeigneter hierzu, einmal wegen der gelungenen Figur des L'Hermite, zum anderen wegen der eigenartigen Schilderung der schlesischen Gebirgswelt, die französische Leser, wie Fontane glaubt, mehr interessieren werde.

Fontanes Befinden war am Anfange dieses Aufenthaltes so schlecht, daß er an Lessing schreibt: „Wenn die Gebirgsluft nicht Wunder tut, so werde ich mich trotz guter Konstitution und glücklichen Temperaments doch auch wohl denen zuzählen müssen, die sich „vorzubereiten" haben". In dieser trüben Stimmung faßte er auch im Juni 1892 den Plan, sich für den Rest seines Lebens gänzlich im Riesengebirge und zwar in Schmiedeberg niederzulassen. Die Anregung hierzu hat wohl Dr. Friedländer gegeben. Es war bei Fontane übrigens auch die begründete Furcht vor einem allzu bedrückten Lebensabend in den teuren Berliner Verhältnissen, die ihm den Gedanken einer Umpflanzung so nahelegte. Er schrieb an Geheimrat Lessing: „Ich habe keine Freude mehr an dem großstädtischen Leben; aber wenn es auch anders läge, die Verhältnisse ließen mir keine Wahl. Seit meiner letzten Krankheit bin ich eine gebrochene Kraft, zur Zeit kaum fähig, ein paar Briefzeilen zu schreiben, und so schrumpfen denn meine Einnahmen auf weniger als die Hälfte zusammen. Damit in Schmiedeberg zu leben, wird gehn. In Berlin wäre es unmöglich, und so waren wir eines langen Schwankens überhoben." Das „Hirschberger Tageblatt" brachte zwar die Nachricht von seiner beabsichtigten Uebersiedelung bereits; dennoch kam dieser Plan nicht zur Ausführung. Die gutmütige Ironie einiger Freunde, daß Fontane „ohne den Anblick einer Prinzessinnenkutsche nicht leben könne", traf vielleicht ungefähr das Richtige trotz Fontanes lebhafter Abwehr. Professor Hirt (Breslau), der Fontane in diesem Sommer untersuchte, konstatierte hochgradige Gehirnanämie und nahm ihn in seiner Breslauer Klinik zweimal in elektrische Behandlung. Fontanes Pessimismus artete jetzt oft geradezu in Trübsinn aus. So schreibt er u. a. an Karl Zöllner: „Könnte ich noch eine Freude in meinem Herzen aufbringen, so wäre mir geholfen. Aber leider ist alles grau in grau; der Trübsinn hat die Oberhand." Eine wenn auch geringe Besserung mochte ihm die teure und umständliche Breslauer Kur gebracht haben, mehr noch die Gebirgsluft, die er danach wieder aufsuchte. Immerhin blieb sein Zustand schlecht. Anfang Oktober erst kehrte er wieder nach Berlin zurück, sodaß sein diesmaliger Aufenthalt fast fünf Monate gewährt hat. Dies war aber auch sein letzter Aufenthalt da oben. Die nächsten Jahre sahen ihn fast regelmäßig in Karlsbad. Jedenfalls hat die 1892er Gebirgsluftkur Fontane noch einmal gründlich aufgerüttelt. Darum auch wohl blieb der Dichter Schlesien und dem Riesengebirge innerlich bis zu seinem Tode verbunden, und manche Arbeit nahm noch ihre Stoffe aus unserem heimischen Milieu, ganz abgesehen davon, daß auch seine persönlichen Beziehungen bestehen blieben.

1893 schickte Fontane an Julius Rodenberg für die „Deutsche Rundschau" vier schlesische Geschichten: „Auf der Koppe", „Gerettet", „Der alte Wilhelm", „Wieder daheim", von denen die letzte freilich nur eine geringfügige äußerliche Beziehung zum Riesengebirge hat, während die erste und dritte wahre Kabinettstücke der Detailmalerei schlesischen Lebens sind. Sie sind mit einer weiteren kleinen schlesischen Geschichte, „Der letzte Laborant", die wohl anderswo zuerst abgedruckt wurde, in dem kleinen Bande „Von, vor und nach der Reise" vereinigt. 1894 erschien auch der bereits erwähnte Roman „Die Poggenpuhls" als Erstdruck in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer", die damals Dr. Emil Schiff redigierte. Das „Adamsdorf" in den „Poggenpuhls" ist zweifellos ein Synonym, wofür indessen, dürfte schwer festzustellen sein. Dr. Baer vermutet, daß es Grüssau sei. Der Roman ist aber ein Beweis mehr, daß Fontane mit Vorliebe das Riesengebirge als landschaftlichen Hintergrund wählte.

Ueber Hauptmanns „Weber", die 1894 aufgeführt wurden, sagt Fontane: „Das Stück ist vorzüglich, epochemachend. Ob jemand daran herumtadelt — meinetwegen selbst mit Recht

— ist gleichgültig. Sprechen Sie dem liebenswürdigen Dichter, der mal wirklich einer ist und ein Mensch dazu, meinen herzlichsten Dank aus." — Hauptmanns „Florian Geyer" fand ein schon etwas eingeschränkteres Lob, ebenso die „Versunkene Glocke", wobei Fontane jedoch aufrichtig Hauptmanns poetische Kraft hervorhebt. Die Stellung Fontanes zu Gerhart Hauptmann bildet überhaupt ein Kapitel für sich, das für uns Schlesier von größtem Interesse ist.

Habe ich in diesen Ausführungen vielleicht zuviel Kenntnis der Werke Fontanes bei meinen schlesischen Landsleuten vorausgesetzt? Ein wenig glaube ich Interesse für sie in meinem Aufsatze geweckt zu haben. Jedem Schlesier erwächst jedenfalls die Pflicht, sich mehr mit diesem wahren Freunde und dichterischen Schilderer des Riesengebirges zu befassen. Erfreulicherweise wächst die Popularität Fontanes bei uns mehr und mehr, und vielleicht erleben wir noch die Zeit, wo der „Letzte der Modernen", wie ihn Ernst Heilborn einmal nennt, auch unserm Schlesiervolke als „Theodorus victor" gezeigt wird.

Aber es gilt auch heut immer noch das Wort: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht!" Fontane weilte so oft und gern in unseren Bergen; aber nirgends mahnt auch nur das bescheidenste Erinnerungszeichen an diese Tatsache. In unserer Zeit der chronischen Denkmalsmanie hat es ja nun gewiß etwas Mißliches, eine Anregung in solcher Hinsicht zu geben. Aber wir brauchen glücklicherweise hier nicht über großen Denkmalsplänen zu grübeln.

Meine zweite Bitte geht nun dahin, dem Dichter ein bescheidenes Erinnerungszeichen in unserem Riesengebirge zu schaffen, vielleicht in Gestalt einer einfachen Tafel, vielleicht, indem man einer Straße in Krummhübel oder Zillerthal, oder einem der Ruheplätzchen, auf denen er geweilt, seinen Namen gibt. Dazu bedarf es keiner umständlichen Geldsammlungen. Das könnte vielleicht der Riesengebirgsverein als spiritus rector in die Hand nehmen. Aber der 100. Geburtstag Fontanes am 30. Dezember 1919 sollte die Goldschrift einer solchen Tafel schon blitzen sehen.

Teuerungserinnerungen

Von Karl Obst in Breslau

Zu allen Zeiten hat es Jahre gegeben, in denen abnorme Witterungsverhältnisse Hunger und Not ins Land brachten, und je primitiver die Verkehrsverhältnisse waren, um so größer war der Notstand. Es ist interessant, einen Blick in jene Zeiten zu werfen, wo sich auch noch in unseren Gauen eine Hungersnot erheben und ihre Opfer fordern konnte. Wenn auch die Naturgewalten stets die Ursachen jener Notstände gewesen sind, so war deren katastrophales Anwachsen doch nur möglich, weil die damals zu Gebote stehenden mechanischen Hilfsmittel eine wirksame Bekämpfung der Not nicht zuließen. Das Getreide wurde zu Wagen oder zu Schiff zugeführt und in Mühlen gemahlen, deren Betrieb wiederum vom Wasser abhängig war. Versagte diese treibende Kraft, so war man auf die Hand- und Roßmühlen angewiesen, deren Leistungsfähigkeit natürlich nicht ausreichte. Das zeigte sich im Jahre 1534, wo wegen der großen Dürre alle Flüsse austrockneten und die Mühlen infolge dessen stillstanden. Das zeigte sich wiederum anno 1551, wo eine so große Teuerung gewesen, „dergleichen keinen damals lebenden Menschen gedacht hat". Die glühende Hitze verdarb alles, und Kleien- und Eibisbrot diente dem hungernden Volke zur Nahrung. Knospen von Birken- und Haselstauden, ja selbst Eicheln wurden zum Brotbacken benützt. Aehnliches geschah in den Hungerjahren 1566 und 1572.

Wie in unseren Tagen, so versuchte auch damals die Obrigkeit der Not des Volkes zu steuern. Ein ehrbarer Rat der Stadt Breslau tat seine Speicher auf, ließ das Getreide auf den städtischen Mühlen mahlen, auf dem Kreuzhofe backen und besondere Metallmarken unter das hungernde Volk austeilen, gegen deren Rückgabe Brot ausgegeben wurde. Hierbei entstand oft ein solches Gedränge, „daß ihrer verschiedene zu Tode gedruckt worden" (1551). Den Getreideverkauf nahm der Rat in eigene Regie; er verkaufte den Bäckern den Scheffel Korn für einen Taler schlesisch (1551) und sah den Getreidewucherern auf die Finger. Auch die öffentliche Wohltätigkeit suchte die Not des Volkes zu lindern. Anno 1572 verschrieben sich acht vornehme Bürger von der Kaufmannschaft Korn, damit die städtischen Vorräte in den Kornhäusern noch aufgespart blieben, und verkauften das Getreide an die armen Leute für den halben Preis. Von Haus zu Haus wurde Geld für die Armen gesammelt und hierdurch der erkleckliche Betrag von 2300 Talern eingebracht, wofür wiederum Getreide gekauft wurde. Unter Aufsicht zweier Ratsherren wurden jeden Dienstag und Freitag auf dem St. Elisabeth-Kirchhofe Brotmarken ausgeteilt. In jenen

schlimmen Zeiten wurden auch, trotz des Protestes der Zünfte, deren Privilegien aufgehoben. Der freie Markt wurde eingeführt, „daß Einheimische und Frembde von Eßwahre ohne Unterscheid in die Stadt Breßlau frey zum Verkauff einführen möchten."

Wie in den erwähnten Jahren die große Dürre Veranlassung der Not war, so war anno 1693 andauernder Regen die Ursache. Die Ernte war total verdorben, die Flüsse waren so angeschwollen, daß die Mühlen nicht mehr gehen konnten, und die unausbleibliche Hungersnot zeigte Erscheinungen wie die eben geschilderten. Auch hier griff der Rat tatkräftig ein; er sorgte dafür, daß der Stadt zu Wasser Getreide zugeführt wurde, und dehnte seine Fürsorge noch weiter wie früher aus, indem er an den Toren auch an die Bewohner der Vorstädte Brot verteilen ließ. Auch in diesem Jahre versuchten Wucherer aus der Not ihrer Mitmenschen Kapital zu schlagen. Die Kornjuden hielten das Getreide vom Verkauf zurück, auf noch teurere Zeiten hoffend, in denen der Verdienst größer wäre. Doch hierin hatten sie sich getäuscht; denn war im folgenden Jahre die Ernte gut geraten, so war sie 1694 geradezu vortrefflich.

Damals wurden auf Veranlassung des Breslauer Pastors Kaspar Neumann, eines eifrigen Münzsammlers, die auf Seite 221 unter 1 und 2 wiedergegebenen Medaillen geschlagen, von denen je ein in Silber ausgeführtes Exemplar im hiesigen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer aufbewahrt wird. Die erste Münze stellt auf der Vorderseite (Abb. 1 a) einen Juden dar, welcher auf seinem von der Last gebeugten Rücken einen wohlgefüllten Kornsack trägt, auf dem ein Teufel sitzt, der den Sack an der Unterseite mit den Krallen aufreißt, so daß das Korn ausläuft. Darüber befindet sich die Inschrift: „Du Kornjude" und darunter: „Theure Zeit. 1694". Auf der Rückseite (Abb. 1 b) ist ein aufrecht stehendes Scheffelmaß abgebildet mit der Inschrift: „Wer Korn inhelt, dem fluchen die Leute, aber Segen komt über den, so es verkauft." Darunter steht die Bibelstelle, der vorstehendes Zitat entnommen: „Spruch Salom. XI 26." Dieselbe unlautere, jedoch verunglückte Spekulation der Breslauer Kornjuden hat die zweite Münze zum Gegenstande. Auf der Vorderseite (Abb. 2 a) sieht man zwischen üppigen Getreideähren den von dem Teufel an einem Baum aufgehängten Kornjuden, darüber die Inschrift: „Du Kornjude" und darunter: „Wohlfeile Zeit 1695". Die Rückseite (Abb. 2b) zeigt ein zum Einmessen hingestelltes Scheffelmaß mit der Inschrift: „Aber Segen kompt über den, so es verkauft", sowie dem Bibelzitat: „Spruch. Salom. XI. v. 26." Zur Umschrift dient der erste Teil des Zitats: „Wer Korn inhaelt, dem fluchen die Leute."

Eine weitere schlesische Teuerungsmedaille gibt Abbildung 3 wieder. Auf der Vorderseite (Abb. 3 a) ist die Ursache der Hungersnot angedeutet: ein sinkendes Haus, ein geborstener Baum und der strömende Regen zeigen uns, daß des Wassers Element verderbenbringend gewesen ist. Darüber befindet sich die Inschrift: „O wie viel!" (Wasser) und darunter: „Schlesische Wassersnoth 1736". Die Rückseite (Abb. 3 b) zeigt eine Tenne, auf der Strohgarben und ein Dreschflegel liegen und das traurige Ergebnis der Drescharbeit: einige armselige Getreidekörner. Darüber steht: „O wie wenig!" (Körner) und darunter: „Schlesische Hungersnoth 1736." Auch diese — von dem Breslauer Joh. Kittel geprägte — Münze befindet sich, in Silber ausgeführt, im Altertumsmuseum.

Furchtbar müssen damals die Verheerungen in Schlesien gewesen sein. Monatelang sandte der Himmel wahre Wasserströme auf die durchtränkte Erde hernieder. Die Ströme und Flüsse traten aus ihren Ufern und brachten allerorts Verderben. Die Leute wußten nicht mehr, womit sie ihre Aecker bestellt hatten; der Verkehr zu den bedrängten Orten konnte nur durch Kähne aufrecht erhalten werden. Auch diesmal suchten gewissenlose Menschen ihren Nutzen herauszuschlagen. Auf großen Kähnen fuhren die Fleischer nach den bedrängten Orten und erstanden von den verzweifelnden Bewohnern das Vieh für einen geringen Preis. Aber auch hier ging die Spekulation fehl. Denn durch die hohen Futterpreise waren die Fleischer gezwungen, das Vieh wieder loszuschlagen, und sie verkauften es daher in den Städten, auf deren Märkte sie es gebracht, zu wohlfeilen Preisen. Auch die Schiffer suchten und fanden ihren Nutzen. Die große Handelsstraße von Polen nach Breslau war von Hundsfeld aus unpassierbar. Wer also nach Breslau mußte, war auf die Gnade der Schiffer angewiesen, die den Fährlohn ganz nach ihrem Belieben einrichteten und pro Schiffsladung mindestens 10 Reichstaler verlangten. Diesem Mißbrauch der Verhältnisse steuerte die Obrigkeit, indem sie eine Fährtaxe feststellte. Nach dem Hochwasser begann der Mangel an Lebensmitteln erst recht. Mit Gewalt drang die Menge in Breslau des Morgens in die Bäckerhäuser und erkämpfte sich geradezu das Brot. Und die Bäcker nutzten die Situation aus. Das Brot wurde nicht recht ausgebacken, so daß es schimmelte und ungenießbar wurde. Auch dieser Notlage erbarmte sich der Rat. Er verkaufte den Bäckern einen Scheffel Mehl für

zwei Reichstaler. Aus ihm mußten 140 Pfund **wohl**gebackene Brote hergestellt werden. Beim Sandtore wurde eine neue Roßmühle errichtet, **da** ja die Wassermühlen infolge des hohen Wasserstandes immer noch nicht betrieben werden konnten. Die Kaufmannschaft wurde veranlaßt, fremdes Getreide zu verschreiben, und der Einfuhrzoll wurde auf ein Drittel herabgesetzt. Der freie Markt wurde ausgerufen und genau darauf geachtet, daß gute Ware feilgeboten wurde. 18 Bäcker, die schlechtes Brot gebacken, wurden öffentlich ausgestellt.

Die Not war so groß, daß viele Leute auf der Straße zusammenbrachen und vor Hunger starben. Erst als zu Schiffe Getreide herangebracht wurde von allen Orten, bis von Stettin her und aus Ungarn, nahm die Not allmählich ab, und als lange nachwirkende Folge blieb eine völlige Verarmung des Volkes zurück.

Solche Not ist in einem modernen, geordneten Staatswesen Gottseidank nicht mehr möglich. Eine Hungersnot ist heutzutage ziemlich ausgeschlossen; an ihre Stelle tritt bei uns die Teuerung, die jedoch auch zu einer Not auswachsen kann, wenn sie derartig steigt, daß eine Unterernährung des Volkes stattfindet. Und dieser Gefahr zu begegnen und zwar wirksamer, wie die primitiven Hilfsmittel vergangener Zeiten es erlaubten, ist Ehrenpflicht der staatlichen und städtischen Behörden.



Abb. 1 a

Abb. 1 b

Abb. 3 a

Abb. 3 b

Abb. 2 a

Abb. 2 b

Schlesische Teuerungsmedaillen

Der Rückzug der Großen Armee und der deutsche Humor

Von Waldemar Rosteutscher in Breslau

Zwar hatte Schlesien nur wenig von dem gewaltigen Völkerstrome gesehen, der mit dröhnendem Schritt im Mai 1812 über die Elbbrücke in Dresden nach dem Zarenreiche gezogen war. Nur kleinere Abteilungen hatten den Westen unserer Heimat gestreift. Aber daß Napoleon am 12. Dezember in bitterkalter Nacht auf einsamem Schlitten, wie von Furien gejagt, über Glogau und Haynau in rasender Eile nach Paris geflohen war, das hatte sich mit der Wucht eines Naturereignisses in Herz und Sinn jedes Schlesiers gegraben, und die heimkehrenden Krieger, die bettlergleich und todesmatt zu Hunderten auch an die schlesischen Türen pochten, waren jedem ein lebendiges Zeugnis dafür: Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen Deine stolzen Wellen!

Wenn wir aus den Stimmen der Zeitgenossen auf die Gefühle schließen, die in den deutschen Gauen vor hundert Jahren herrschten, als die Kunde von dem Gottesgerichte in Rußland mit Windeseile sich verbreitete, finden wir, daß starres Staunen an erster Stelle steht. Wie war es möglich, daß die stolze Schar, die vor wenigen Monaten siegesfroh ostwärts gezogen war, ein so klägliches Ende gefunden hatte? Dann gewinnt das religiöse Gefühl die Oberhand: Das ist Gottes Finger! Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen! Aber bald drängt sich das Mitleid durch, das Mitleid mit so vielem jungen Blut, das auf Rußlands Eisfeldern erstarrte, das Mitgefühl insonderheit mit den Tausenden der deutschen Brüder, die in fremdem Solde fremden Zwecken auf fremder Erde geopfert worden waren, und das innige Erbarmen mit den zerlumpten Jammergestalten, die hohläugig und siech heimwärts wankten.

Aber mitten hinein in diese weichen Regungen der deutschen Seele erklingt beißender Spott und derber Humor. Die Geißelhiebe der Bedrückung, die jahrelang auf deutschem Rücken gebrannt, werden erwidert in Wort und Bild mit festen Hieben des Witzes und der Satire, denen festere mit der Faust bald folgen sollten. Zahllos schier sind die Flugschriften, Spottlieder und -bilder, die auf alle Gassen flatterten, den deutschen Michel von seiner weichmütigen Stimmung heilten und zur Tat entflammten.

Davon mögen im folgenden einige Proben geboten werden:

Den zweiten Cäsar preise mein Gedicht;
Er kam, er sah, er siegte nicht.
(Herzenserleichterungen eines deutschen Patrioten. Berlin 1813)

* * *

Im Niemen war er tief versunken,
Der kaiserliche Sündenknecht:
Doch spie der Flußgott den Halunken
Bald wieder aus. Er war zu schlecht.
(Papiere, von einer Kosakenpatrouille aufgefangen, nebst Zeitglossen. Berlin 1813)

* * *

Deukalien, der arme Sünder,
Schuf nur aus Steinen Menschenkinder.
Napoleon versteht die Finte:
Er schafft sie — aus Papier und Tinte.
(Herzenserleichterungen)

* * *

Ihr Elemente alle,
Ihr habt genug getan
Zu Bonapartens Falle.
Nehmt unser Danken an!
Doch nein! — Du, liebe Erde,
Warst müßig. Darum tu
Dich auf, ihn zu verschlingen,
Und dann bleib ewig zu.
(Herzenserleichterungen)

* * *

Welches Glück doch der Kaiser Napoleon immer hat, rief jemand aus, — da es ihm auf dem Rückzuge an Fourage fehlte, hatte er auch gleich keine Pferde mehr, die solcher benötigt waren. (Napoleons Traum 1813)

* * *

Wie eine Fliege ihr geliebtes Kind in ein gefallenes Wild legt, so hat Fortuna ihren Napoleon in das gefallene Europa gelegt, wo er nun lüstig in dem faulenden Fleische fortwuchs. (Apologie Napoleons des Großen)

* * *

Handbrieflein des Teufels an Napoleon

Ei, ei, mon frère, was will von Ihnen sogar in der Hölle verlauten? Sie sollen ja davongelaufen, ganz schmählich davongelaufen sein? Was soll ich denn davon denken? Vorwärts müssen Sie gehen! Da sind Sie ein wahrer, böser Teufel; aber wenn Sie so kleinlaut retirieren, möchte man Sie fast für einen dummen

Teufel halten. — Das ganze Kollegium wollte **es im Anfange** von dem Herrn Bruder nicht **glauben**; zwar kamen Ihre Kumpane zu **Tausenden** herab, und zwar dermaßen erfroren, daß selbst das Höllenfeuer ihnen noch nicht heiß genug war; aber dennoch, wie gesagt, glaubte es niemand, und Ihre früher herabgestiegenen Kameraden stritten auch heftig dagegen. Aber neulich sind wieder beträchtliche Transporte angekommen, schöne Leute, wahrhaftig! von der Garde, schöne Leute! Diese bekräftigten alles, was jene Hungerleider erzählt hatten, lamentierten über die Bravour der Russen, erwähnten auch Ihrer Entfernung, wobei denn — entre nous — Ihrer nicht rühmlich gedacht wurde. — Erklären Sie mir doch dieses alles recht bald in einem Schreiben; oder, wenn wirklich Ihre letzte Zeit herannaht, so kommen Sie in die Arme Ihres Sie zärtlich liebenden Bruders. — Für Ihren Empfang wird schon alles standesgemäß vorbereitet. Es ist ein ganz apartes Zimmer für den hohen Gast extraordinär geheizt. Auch habe ich schon zu einem Dejeuner à la fourchette Anstalt getroffen, und die 500 Türkenhunde, so Ew. Liebden in Jaffa vergiften ließen, dazu bestimmt. Demnächst haben wir Tränen von allen Sorten, aus Italien, Spanien, Deutschland, Polen, Rußland, Aegypten, Syrien, Holland und der Schweiz. Kommen Sie ja bald! — Ich erwarte den Herrn Bruder mit inbrünstiger Liebe und bin Ihr ganz eigener

Lucifer

(Papiere, von einer Kosakenpatrouille aufgefangen, nebst Zeitglossen. Berlin 1813)

* * *

Ein gefangener junger Kosak wurde vor einen französischen General gebracht und dort vermittelst eines Dolmetschers examiniert.

General: Wie lange bist Du schon bei der Armee?

Kosak: Vier Monate.

General: Was siehst Du mich so starr an? Sahst Du noch keinen Franzosen?

Kosak: Allerdings! Doch sah ich bisher nur ihre Rücken. Du bist der erste, der mir das Gesicht zukehrt.

(Alles in einer Nuß. Band 2)

* * *

Akt 1, Szene 5 aus: Die Kosaken; ein Lustspiel in Versen. Dresden, bei Arnold gedruckt. 1813.

(Fünf bis sechs Franzosen, in Lumpen und Decken gehüllt, mit strohumwickelten Beinen, die Köpfe mit Tornistern, Säcken u. dgl. bedeckt, treten ein. Zwei haben Säbel. Martha folgt mit Lebensmitteln.)

Erster Franzos:
Wir sein ein Stück von die groß Armee!
Wir 'ab verlor unsre Equipage.
Und bitt Sie 'öflick um ein Dejeuneh.

Martha:
Du lieber Gott! — Man sollte sie hassen,
Doch sehn sie gar erbärmlich aus.

Uhle:
Wo habt ihr denn euren Kaiser gelassen?

Erster Franzos:
Er 'ab sick retirier nack 'Aus.

Uhle:
Wo ist denn die Kavallerie geblieben?

Erster Franzos:
'Aben die Reiter gefresse die Ferd,
Seind nick mal die Sattel übrick gebliebe.
'Aett wir beinah uns selber verzehrt.

Uhle:
Und die Kanonen?

Erster Franzos:
Sind auf die Lombard getraken.

Uhle:
Was macht ihr denn nun ohne Artillerie?

Erster Franzos:
Muß sick unser groß Kaiser fraken,
Is ein entsetzlich große Genie.

Uhle:
Was ist denn aus der Schar geworden,
Der Heiligen, wie die Zeitung schrieb,
Lauter Ritter mit Titeln und Orden,
Die treu stets bei dem Kaiser blieb?

Erster Franzos:
Is auck krepier; diese Truppe brillante,
'Ab sick erlitten kroße Not.
Die russisch Weibe, im kanzen Lande
'Ab sie keschlaken mausetot . . . . .

* * *

In der Gegend von Smolensk stürzte sich während der Flucht ein feindlicher Obrist mit sechs seiner Spießgesellen in böslicher Absicht auf eine sehr hübsche Bäuerin, namens Proskowia. Sie verlor die Fassung nicht. Da die Geschichte der römischen Lucretia ihr unbekannt war, so sparte sie keinen Dolch für ihre eigene Brust bis nach vollbrachter Tat, sondern ergriff kurz und gut eine tüchtige Heugabel, stieß sie dem Angreifer in den Leib, wandte sich dann schnell gegen seine Begleiter und streckte deren noch zwei in den Sand, worauf dann die übrigen erschrocken davon liefen. Nun zog sie dem abgekühlten Obrist seine gestickte Uniform aus, nahm ihm den Orden ab, schmückte mit allen diesen Trophäen ihre Heugabel und überreichte sie dem Gutsbesitzer, Major Protassow. Er beschenkte sie ansehnlich und befreite sie für immer von allen Frondiensten.

(Aus dem russisch-deutschen Volksblatt von Kotzebue 1813)

* * *

Der Uebermut des französischen Militärs, besonders der Reiterei bei dem Durchmarsch

nach Rußland, empörte selbst die Berliner Straßenjungen so sehr, daß sie sich in bitteren Bemerkungen und Neckereien nachmals Luft zu machen suchten, als die Ueberreste — besonders jener stolzen Kürassiere — demütig zu Fuß durch Berlin zurückhinkten. Sie pflegten dann zu fragen: „Herr Franzos, soll ich das Pferd halten?" — Auch boten sie wohl einen Stock an und parlierten dazu: „Voulez-vous un cheval?"

(Das erwachte Europa, Berlin 1813)

* * *

Ein Reisender versichert, daß er auf seiner Rückreise von Königsberg nach Stolp alle Gasthäuser so besetzt gefunden habe, daß er nur durch vieles Bitten noch eine kleine Kammer in einer kleinen Auberge erhalten habe, worin er jedoch mit drei zurückkehrenden französischen Regimentern habe zusammenlogieren müssen.

(Das erwachte Europa, Berlin 1813)

* * *

Man erzählt, daß das Württemberger Kontingent durch Königsberg auf fünf Schlitten zurückpassiert sei; das Badensche Kontingent habe gefahren und das Nassauische habe hintenauf gestanden.

(Das erwachte Europa, Berlin 1813)

* * *

Ein Witzbold sagt: „Die Franzosen kehren nach Frankreich zurück, um sich neue Stiefel zu kaufen. Die Wichse haben sie vorläufig in Rußland bekommen.

(Das erwachte Europa, Berlin 1813)

* * *

Gespräch zweier Bauern

A.: Was sind das für bescheidene Krieger,
Die dort so still vorüberziehn?
B.: Das sind die stolzen Weltbesieger,
Die vor den Russen fliehn.
A.: Ei, sind das jene bösen Gäste,
Die uns im Sommer so gequält?
B.: Es sind noch ihre Ueberreste,
Die weislich Flucht statt Tod gewählt.
A.: Wo bleibt denn jener große Kaiser
Mit seiner großen Kriegesmacht?
B.: Er ging nach Haus und wurde heiser,
Weil er zu früh so stark gelacht.
A.: Wo mag, bedeckt mit Lorbeerkränzen,
Des Kaisers heil'ge Schar wohl sein?
B.: Ach, zu bescheiden, um zu glänzen,
Hüllt sie ein Weibermantel ein.
A.: Muß denn, den Sattel auf dem Rücken,
Kavallerie zu Fuße gehn?
B.: Die Pferde sollten sich nicht drücken,
Drum — ließ man sie in Rußland stehn.
A.: Was hört man denn von den Marschällen
Den Prinzen, Königen in spe?
B.: Die wilden Wölf' in Schöpsenfellen
Schrei'n alle nur: o weh! o weh!
A.: Was wird denn nun von ihrer Reise
Nach Indien, wie der Kaiser sprach?
B.: Sie folgen ihres Kaisers Weise,
Sie laufen nicht, sie hinken nach.
A.: Wo sind die prächtigen Kanonen,
So schön, als wir sie nie gesehn?
B.: Sie wollten unsre Brücken schonen,
Und ließen sie in Rußland stehn.
A.: Nun sag, wenn alles auch verloren,
Wo er die stolzen Garden ließ?
B.: Sie haben sich die Nas' erfroren
Und suchen Salben in Paris.
A.: Wo mögen sie die Adler haben
Bei ihres Rückzugs schwerer Schmach?
B.: Die Adler wurden schnell zu Raben
Und ziehn nun ihren Freunden nach.

(Das erwachte Europa, Berlin 1813)

* * *

Ein christlicher Kaufmann in Berlin sagte zu einem jüdischen: „Freut Ihr Euch denn nicht, Euren Messias von Angesicht zu Angesicht zu schauen?" — „Was tut man damit?" versetzte der Jude. „Wißt Ihr was? Wir haben Euren Messias gekreuzigt, kreuzigt Ihr unsern."

(Das erwachte Europa, Berlin 1813)

* * *

Sein Porträt

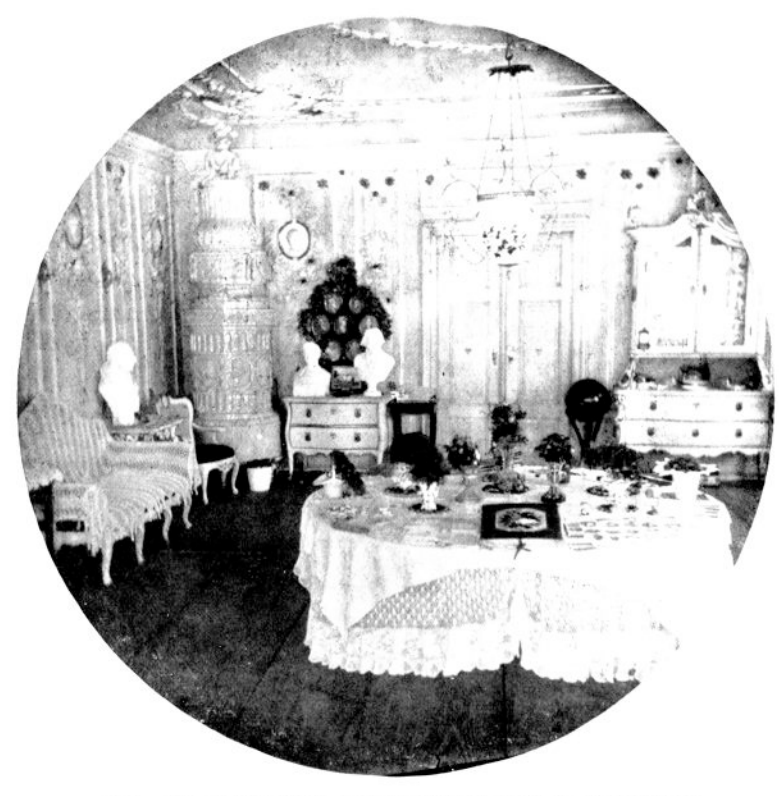
Auf allen Gassen hängt sein Bild wohl hundertmal,
Am Posthaus, an der Bank und fast bei allen Brücken;
Und jeder Biedre kann den Wunsch nicht unterdrücken:
O, wäre es das Original!

(Napoleons Traum 1813)

* * *

Ein Arzt in Dresden empfiehlt den Schwefeldampf als ein höchst wirksames Mittel gegen bösartiges Fieber. — Gegen ein gewisses, sehr bösartiges Fieber, „Herrschsucht" genannt, fängt man jetzt an, den Pulverdampf zu gebrauchen. Die Aerzte, die in diesem Jahre einen Versuch im großen damit zu machen gedenken, sind die Erhabensten der Fakultät. Der Himmel segne dieses concilium medicum, welches über den unheilbarsten Kranken gehalten wird, der jemals in einem moralischen Lazarette lag.

(Aus dem russisch-deutschen Volksblatt von Kotzebue 1813)



Der „Kongreßsaal" im Sadebeck'schen Hause in Reichenbach

Bilder aus dem alten Reichenbach

Von Ernst Müller in Reichenbach

Reichenbach, das saubere, betriebsame Städtchen an der Peile, grüßt mit seiner dreitürmigen Umrißlinie schon von weitem den Fremden, der sich mit dem Dampfroß von Westen oder Osten her naht. Er wird nicht enttäuscht sein, wenn er sich zu einem Besuche dieses Ortes verlocken läßt und die vom Flußufer staffelförmig emporklimmende Oberstadt durchpilgert. Ragende Fabrikschlote deuten das rege gewerbliche Leben an. Schmucke Villenstraßen zeigen dem Wohlhabenden stille, angenehme Aufenthaltsorte. Um den Marktplatz, „Ring" genannt, sowie an den von ihm nach den vier Seiten ausgehenden Hauptverkehrsstraßen reihen sich Verkaufsläden, die den Einwohnern, wie den Kreiseingesessenen alle Bedarfsartikel in reicher Fülle bieten und ihnen den Besuch der Provinzialhauptstadt ersparen.

Aber zwischen all dem hastig auf- und vorwärts strebenden Neuen findet der Kenner auch noch ehrwürdige Zeugen der Vergangenheit. Reicht doch die Stadtgeschichte urkundlich bis 1258 zurück, da am 18. Februar des genannten Jahres Bischof Thomas von Breslau die bis dahin zur Pfarrkirche St. Georg in Reichenbach gehörige Kapelle in Peterswaldau zur selbständigen Pfarrkirche erhebt.

Wenn wir das, was die Reihe der Jahrhunderte an bürgerlichen Bauwerken erschuf, mit dem heute vorhandenen Reste vergleichen, so erscheint dieser zwar geringfügig. Aber gerade dieser kleine Schatz altertümlicher Architektur lohnt umsomehr der eingehenden liebevollen Betrachtung. Photograph Joseph Schmidt läßt uns in den beifolgenden Bildern einige reizvolle Blicke auf die profanen Stätten Alt-Reichenbachs tun.

Obiges Bild führt uns in den Festsaal des Friedrich Sadebeckschen Hauses (Ecke Ring und Breslauerstraße), in welchem — wie Schroller („Schlesien" II, Seite 220) berichtet — vom 27. Juni bis 5. August 1790 „unter dem Vorsitze des preußischen Ministers Grafen Herzberg ein Kongreß der Gesandten Preußens, Oesterreichs, Englands und Hollands stattfand. Seit 1787 führten die Kaiserin Katharina II. von Rußland und Kaiser Joseph II. einen Krieg



phot. Joseph Schmidt in Reichenbach
Das ehemals Sadebeck'sche Haus in Reichenbach

gegen die Türkei mit dem offenkundigen Zwecke einer Teilung dieses Reiches. Nach anfänglichen Erfolgen wurden die Türken 1789 zweimal geschlagen. Da Preußen in einer so bedeutenden Vergrößerung der Nachbarmächte eine für seine Sicherheit gefährliche Verschiebung der Machtverhältnisse Europas erblickte, schloß Friedrich Wilhelm II. im Verein mit England und Holland ein Bündnis mit der Pofrte, welcher der bisherige Besitzstand zugesichert wurde. Oesterreich und Preußen rüsteten nun zum Kriege. Ehe dieser aber ausbrach, starb Kaiser Joseph, und sein Nachfolger, Leopold II., friedlicher gesinnt und von den aufständischen Niederländern hart bedrängt, war zu einer Verständigung bereit. Diese erfolgte am 27. Juli 1790 durch den Reichenbacher Kongreß, nach welchem Oesterreich sofort Frieden mit der Pforte schloß. Im nächsten Jahre kam auch der Friede mit Rußland zustande, welchem die Pforte das Gebiet zwischen Dniestr und Bug abtrat." Die vielen Erinnerungszeichen an jene denkwürdigen Tage wurden von dem letzten Sprossen des um Reichenbach hoch verdienten Sadebeckschen Geschlechtes, der verw. Frau Luise Kellner, mit liebender Treue als kostbarer Schatz gehütet. Ihr hat Franz Schroller in seinem Werke über Schlesien (Glogau, Flemming, 1885—89) ein ehrendes literarisches Denkmal gesetzt.

„Mit inniger Dankbarkeit" — berichtet er — „bewahrte sie alle, auch die kleinsten Gaben der Liebe und Freundschaft auf; mit peinlicher Sorgfalt strebte sie danach, den Saal so zu erhalten, wie er zur Zeit des Kongresses war. Mit einem gewissen Stolze zeigte und erklärte sie alles vom Größten bis zum Kleinsten: hier einen Schrank mit japanischen Gewändern und mit dem Galafrack und den kostbaren, langen, gestickten Seidenwesten ihres berühmten Ahnen Friedrich Sadebeck, daneben die Büste des Ministers Herzberg, dann wieder Familienbilder, ferner auf einer schönen, altertümlichen Wäschekommode die Büsten Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, daneben ein wahres Kunstwerk der Tischlerei, ein Nähtischchen mit einer Menge von Vexierschlössern usw. in buntem Durcheinander. Das Sadebecksche Haus ist sehr geräumig; seine Bauart weist auf das 18. Jahrhundert hin. Der Saal (Bild auf Seite 225) war einfach, die Wände waren mattgrün getüncht und mit einfacher Stuckatur in Form von Girlanden verziert. In der Mitte stand ein großer, länglichrunder Tisch, derselbe, an welchem die Gesandten saßen."

Unter ihrem Erben ist nur noch der Saal mit der schönen Stuckdecke und dem prächtigen Empire-Ofen erhalten geblieben. Er dient dem jetzigen Besitzer zu Wohnzwecken.

Die Gesamtansicht des Hauses zeigt das nebenstehende Bild. Es ist durch Vereinigung dreier Stilrichtungen ein einzigartiges Bauwerk. Die vier Straßenfenster des Erdgeschosses



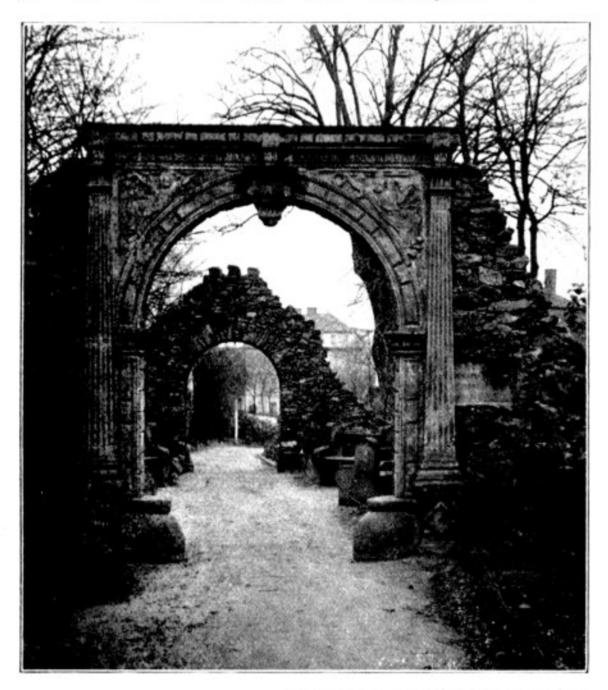
phot. Joseph Schmidt in Reichenbach
Sandsteinportal eines alten Ringhauses in Reichenbach
(jetzt an der „Hohen Schanze" aufgestellt)

(an denen eben zwei Herren vorüberschreiten) sind von Sandsteinarchitekturen im Sinne der Frührenaissance, aus Vasen emporsteigenden Blattranken, eingefaßt und beweisen die Erbauung des Hauses um das Jahr 1570. Der jetzige Besitzer ließ sich erst vor wenig Jahren weder Mühe noch Kosten verdrießen, die seltenen Kunstformen von dicken Tüncheschichten zu befreien. Es sei ihm an dieser Stelle für seine uneigennützige Tätigkeit im Dienste der Denkmalspflege Dank gesagt. Das mit einer Leinwandbedachung versehene Ringschaufenster wird von einem von zwei Vollsäulen getragenen Barockportal umsäumt. Die Putzfassade mit ihrer Eckenquaderung und dem Mäanderbande über dem Erdgeschoß entspricht der Formengebung des Empire, das um die Wende des 18. Jahrhunderts herrschend war.

Die beiden unteren Bilder auf S. 226 und 227 geben die Sandsteinportale zweier Ringhäuser wieder. Sie wurden durch neuzeitliche Umbauten an den Stätten ihrer Bestimmung unmöglich und von ihren Besitzern, den Kaufleuten Ludwig Danziger bezw. Adolf Schindler, der Stadtgemeinde zum Geschenk gemacht. Durch Aufstellung als Durchgangsbögen an der „Hohen Schanze" wurden sie der Besichtigung wenigstens notdürftig erhalten. Das erste zeigt an seiner kegelförmig verjüngten Fläche seitliche Nischen mit kaneliertem Sitzbänkchen und oberem Muschelabschluß, an der halbkreisförmigen Archivolte Fruchtstücke haltende Putten und als Schlußstein einen Kranz mit im Dreipaß angeordneten Weberschiffchen. Das Relief des Giebelfeldes stellt das Wappen der Stadt- und zugleich der katholischen Pfarrgemeinde dar: den heiligen Georg zu Pferde, wie er mit einem Speere den Lindwurm ersticht. Beiderseits ist ein nach innen gerichteter behelmter Ritterkopf sichtbar. Das im Figürlichen etwas plump geratene Werk dürfte zwischen 1600 und 1620 entstanden sein. — Kunstreicher und auch vollständiger erhalten ist das gegenüber stehende Portal. Auf Postamenten stehende, kanelierte, nach oben verjüngte Pilaster tragen den wagerechten Türsturz, der aus einem Buchstabenfries und darüber einem Architrav aus abwechselnd langen und kurzen Quadern besteht. Die Inschrift lautet in Antiqua-Majuskeln: MANCHER BEKIMERT SICH UM DIS UND UM DAS BAW DU DIR EIN BESSER UND LAS MIR DAS. Die darunter sich schwingende Archivolte tragen auf weit nach innen vorgekragten Prellsteinen stehende Pfeiler, die sich gleich dem Bogen aus langen und kurzen gestockten Quadern zusammensetzen. Ein prächtiges Kunstwerk an sich ist der in Form eines Zapfens reich gegliederte, wie frei schwebend herabhängende Schlußstein mit der Jahreszahl seiner Entstehung 1596. Die Zwickel sind mit je einem Engel in langem Gewande ausgefüllt,



phot. Joseph Schmidt in Reichenbach
Altes Portal am Ringhotel „Zur Krone" in Reichenbach



phot. Joseph Schmidt in Reichenbach
Sandsteinportal eines alten Ringhauses in Reichenbach
(jetzt an der „Hohen Schanze" aufgestellt)

der nach innen einen Kranz, nach außen Früchte hält.

Das oben auf Seite 227 abgebildete Portal steht zwar noch an seiner ursprünglichen Stelle, dem Hotel „Zur Krone“ am Ringe, ist aber aus einer Einfahrts- zu einer Fensteröffnung geworden. Den äußeren Rahmen bilden vorgeschobene Pilaster mit herabhängendem Laubwerk, die einen von der flachbogigen Archivolte durchschnittenen Triglyphenfries mit Rosetten und Tropfen stützen. Darüber erhebt sich auf langgezogenen Empire-Konsolen die dreifache, einen Zahnschnitt aufweisende Schlußbedachung. Das breite rechteckige Zwischenfeld nimmt ein reizvoll geschwungenes, beiderseits von einer durchgesteckten Girlande und einem Palmenzweig umrahmtes Kartuschenschild ein, dessen Oval die Hausmarke, einen Anker, mit der Jahreszahl 1794 trägt. Auf den Voluten lagern kleine Löwen, um das Handwerkszeichen des Bauherrn, drei im Dreieck stehende Weberschiffchen, zu schirmen. Die Arbeit, besonders durch ihre Verschmelzung von Barock- und Empireformen beachtenswert, wird in ihrer Wirkung leider durch dicken Oelanstrich arg beeinträchtigt.

Das Bild auf dieser Seite, sowie die Beilagen Nr. 17 und 18 geben Ansichten der Stadtbefestigung wieder. Diese bestand einst, aus dem 16. Jahrhundert herrührend, aus vier das ganze Städtchen ringförmig umschließenden, nur durch vier Tore unterbrochenen Teilen: dem doppelten Mauergürtel, dem tiefen Wassergraben und der Schanze. Während von dem Mauerwerk — [illegible] großen [illegible]rger vi[illegible]er Einwohner — noch etwa die Hälfte notdürftig erhalten blieb, ist der Graben durchweg zugeschüttet und im Verein mit der Schanze zu Spaziergängen und gärtnerischen Schmuckanlagen, der „städtischen Promenade“, umgestaltet worden.

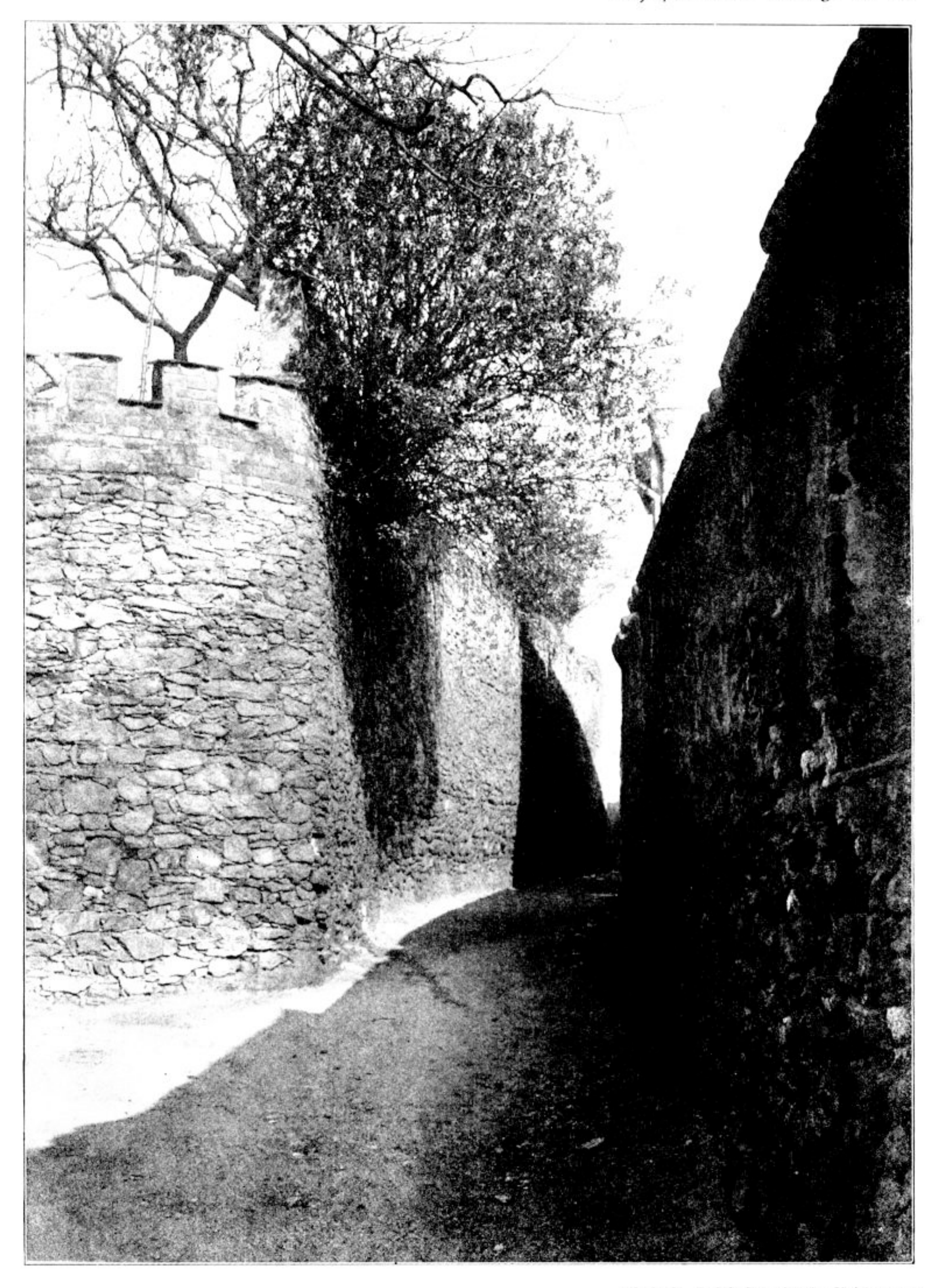
Das kunstlose Bruchsteingemäuer, an dem sich deutlich die schichtenweise Erbauung erkennen läßt, ist ohne Wehrgang, ohne Brustwehr und Schießscharten hergestellt, aber durch halbrunde, schlicht zylinderische Warttürme verstärkt. Welch malerische, stimmungsvolle Blicke es von innen wie von außen darbietet, hat der Landschaftskünstler mit feinem Verständnis erfaßt und hier zum ersten Male auf der photographischen Platte festgehalten. Die alten Häuschen, die sich — wie der Efeu an den Eichbaum — schutzsuchend an das ehrwürdige Mauerwerk klammern, ja, mit ihm verwachsen erscheinen, wären es wert, den Pinsel eines Malers zu lenken.

Ueber das Häusermeer ragt der Turm der evangelischen Pfarrkirche dreigeschossig im Stil des Empire empor, von einer unmittelbar auf das Mauerwerk in leichtem Schwunge aufgesetzten, barocken Kupferhaube überhöht. Er ist, wie der Hauptbau, ein Werk des genialen Meisters Langhans des Aelteren, auf dem Gelände der alten Herzogsburg in den Jahren 1795 bis 1798 errichtet. Möge in Zukunft noch mehr als es bisher der Fall gewesen ist, das ehrwürdige Alte mit liebendem Sinne wert gehalten und geschont werden!



phot. Joseph Schmidt in Reichenbach

Reste der alten Stadtmauer in Reichenbach



phot. A. Josef Schmidt in Reichenbach

Aus dem alten Reichenbach
An der Stadtmauer